Geschichte

des

Konsulats und Kaiserreichs

von

A. Thiers.

Deutsch

von

Dr. Wilhelm Jordan.

Zehnter Theil.

Leipzig,
Druck und Verlag von Otto Wigand.
1845.

Dreizehntes Buch.

Das Tribunat.

Innere Verwaltung. — Besserung und Sicherung der Straßen. — Wiederaufleben des Handels. — Ausfuhr und Einfuhr im Jahre 1801. — Materielle Resultate der französischen Revolution in Bezug auf Ackerbau, Industrie, Bevölkerung. — Präfekten und Unterpräfekten. — Geschäftsordnung. — Rundreisen der Staatsräthe. — Der Code civil im Staatsrath. — Glänzender Winter von 1801 auf 1802. — Hof des Ersten Konsuls. — Sein Militär- und Civil-Hofhalt. — Die Konsulargarde. — Palastpräfekten und Ehrendamen. — Die Schwestern des Ersten Konsuls. — Hortensia von Beauharnais heirathet Ludwig Bonaparte. — For und Calonne. — Wohlstand und Aufwand aller Klassen. — Opposition gegen die schönsten Leistungen des Ersten Konsuls. Ursachen derselben. — Die Generale Lannes, Augereau, Moreau. — Eröffnung der Sitzung. — Heftiger Ausbruch im Tribunat über das Wort „Unterthan." — Opposition gegen den Code civil. — Zorn des Ersten Konsuls. — Drohung eines Staatsstreichs. — Die Opposition unterwirft sich und sinnt auf Ausflüchte. — Rath des Konsuls Cambacérès. — Die Gesetzgebungsarbeiten ausgesetzt. — Consulta in Lyon. — Expedition nach St. Domingo. — Unterhandlungen in Amiens. — Pläne des Ersten Konsuls, in Bezug auf Italien. — Die italienische Republik. — Bonaparte zum Präsidenten dieser Republik ausgerufen. — Große Musterung des ägyptischen Heeres. — Rückkehr des Ersten Konsuls nach Paris.

Wir haben gesehn, mit welcher Gewandtheit und Ausdauer der Erste Konsul Europa durch seine Politik mit Frankreich ausgesöhnt, nachdem er es überwunden durch seine Siege; wir haben gesehn, wie er durch nicht minder verdienst-

liche Anstrengungen die römische Kirche mit der französischen Republik versöhnt, und dem unglücklichen Schisma ein Ende gemacht. Seine Bemühungen, Sicherheit und Fahrbarkeit der Straßen herzustellen, dem Handel und Gewerbfleiß wieder Thätigkeit zu geben, ein, unsern Sitten angemessenes bürgerliches Gesetzbuch abzufassen, kurz, die französische Gesellschaft in allen ihren Theilen zu organisiren, diese seine Bemühungen waren nicht minder streitig, nicht minder glücklich gewesen.

Jenes Räubergesindel, welches sich gebildet aus den Deserteurs der Heere und entlassenen Soldaten des Bürgerkrieges, welche die reichen Eigenthümer auf dem Lande, die Reisenden auf der großen Straße verfolgten, die öffentlichen Kassen plünderten und Schrecken im Lande verbreiteten, war mit der äußersten Strenge unterdrückt worden. Zu ihrer Verbreitung hatten diese Räuber den Zeitpunkt benutzt, als die Heere fast alle zugleich ausgerückt waren, und dem Inlande die zur Sicherheit nothwendigen Streitkräfte entzogen hatten. Aber seit dem Frieden von Lüneville und der Rückkehr eines Theiles unsrer Truppen nach Frankreich, war der Stand der Dinge ein anderer geworden. Zahlreiche herumziehende Kolonnen, die anfangs von Militärkommissionen und später von den Specialtribunalen begleitet wurden, deren Einsetzung wir bereits erzählt, hatten die Landstraßen nach allen Richtungen durchstreift, und die, welche sie unsicher machten, mit unerbittlicher Strenge gezüchtigt. In 6 Monaten waren ihrer mehrere Hundert erschossen, ohne daß sich zu Gunsten der Verbrecher, verderbter Ueberbleibsel des Bürgerkrieges, irgend welcher Einspruch erhoben hätte. Die Uebrigen hatten, völlig entmuthigt, ihre Waffen ausgeliefert und sich unterworfen. Die Sicherheit auf den großen Straßen war hergestellt,

und während man im Januar und Februar 1801 kaum von Paris nach Rouen oder nach Orleans reisen konnte, ohne Gefahr ermordet zu werden, konnte man am Ende desselben Jahres durch ganz Frankreich gehen ohne einem Unfalle ausgesetzt zu sein. Kaum gab es im äußersten Ende der Bretagne oder im Innern der Cevennen noch einige Ueberreste dieser Banden, und auch diese mußten bald völlig auseinander gesprengt sein.

Wir haben oben gesehn, wie die zehnjährigen Unruhen die Wegsamkeit in Frankreich fast unterbrochen; wie statt der ehemaligen Wegfrohnde ein Fahrgeld eingeführt wurde, wie bei dieser unbequemen und zugleich ungenügenden Abgabe die Straßen völlig in Verfall gerathen waren, und wie endlich der Erste Konsul im vorigen Nivose einen außerordentlichen Zuschuß angewiesen zur Ausbesserung von 20 der bedeutendsten Chausseen, die das Gebiet der Republik durchschnitten. Die Verwendung dieses Zuschusses hatte er selbst überwacht, und durch fortwährende Aufmerksamkeit den Eifer der Ingenieurs auf das höchste angeregt. Jeder seiner Adjudanten oder höheren Staatsbeamten, der in Frankreich reiste, wurde von ihm befragt, ob man seine Befehle in Ausführung gebracht. In diesem Jahre waren die Geldmittel etwas spät bewilligt; das Ende des Jahres war regnerisch, und dazu kam noch, daß es allgemein an Arbeitern fehlte, was die Folge plötzlicher umfangreicher Urbarmachungen, besonders aber des langen Bürgerkrieges war. Diese verschiedenen Ursachen hatten die Arbeiten verzögert; dennoch aber war die Verbesserung merklich. Einen neuen Zuschuß, genommen von der Einnahme des Jahres X (1801—1802), hatte der Erste Konsul zur Ausbesserung von 42 weiteren Straßen angewiesen. Dieser Zuschuß aus den Staatsmitteln sollte zum Er-

trag des Weggeldes geschlagen werden. Die zur Unterhaltung der Wege bestimmte Gesammtsumme für das laufende Jahr betrug, eingerechnet die im Jahre IX unverwendet gebliebenen 2 Millionen, im Ganzen 28 Millionen, 2 bis 3 mal so viel als man in früherer Zeit zu diesem Zweck verwendet hatte. So hatten denn die Ausbesserungen einen schnellen Fortgang, und alles ließ voraus sehn, daß im Laufe des Jahres 1802 die Wege in Frankreich wieder vollkommen fahrbar werden würden.

Es waren Befehle gegeben zur Anlegung neuer Verbindungswege zwischen den verschiedenen Theilen des alten und des neuen Frankreichs. Zwischen Italien und Frankreich waren 4 Landstraßen im Werke. Die schon mehrmals erwähnte Simplonstraße nahm einen raschen Fortgang; die Straße über den Mont-Cenis zur Verbindung Piemonts und Savoyens war angefangen; eine dritte zur Verbindung Piemonts mit dem südlichen Frankreich war befohlen. Die Ingenieure durchstrichen die Gegend, um die Pläne zu entwerfen. Die Ausbesserung der großen Straße über den Paß von Tenda durch die Seealpen war unternommen. So sollten die Schranken der Alpen zwischen Italien und Frankreich gleichsam fallen durch diese 4, für die schwersten Handels- und Kriegstransporte fahrbaren Straßen. Der wunderbare Uebergang über den St. Bernhard wurde für die Zukunft unnöthig, wenn man Italien zur Hülfe eilen mußte.

Der Kanal von Saint Quentin war in der Ausführung begriffen. Den Ourcq-Kanal hatte der Erste Konsul persönlich in Augenschein genommen und den Wiederbeginn der Arbeiten angeordnet. Der Kanal von Aigues Mortes nach Beaucaire, den man einer Gesellschaft überlassen, war

im Bau begriffen. Die Regierung hatte die Gesellschaft durch große Bodenabtretungen ermuthigt. Die neuen Brücken über die Seine, welche man einer Gesellschaft von Kapitalisten überlassen, waren bald beendigt. Diese zahlreichen und schönen Anlagen zogen die öffentliche Aufmerksamkeit mächtig an, und der so bewegliche Geist Frankreichs wandte sich mit einer Art von Hingerissenheit von den Großthaten des Krieges ab und den Großthaten des Friedens zu.

Schon im Jahre IX hatte der Handel einen großen Aufschwung genommen, obgleich der Seekrieg noch das ganze Jahr hindurch gedauert. Die Einfuhr, welche im Jahre VIII nur 325 Millionen betragen, war im Jahre IX auf 417 Millionen, also in einem Jahre fast um ein Viertel gestiegen, was man zwei Ursachen verdankte: dem schnellsteigenden Verbrauch von Kolonialwaaren und der beträchtlichen Zufuhr von Rohstoffen für die Fabriken, als Baumwolle, Wolle, Oel. Dies war ein augenscheinliches Zeichen von dem Wiederaufleben unsrer Manufacturen. In der Ausfuhr war diese allgemeine Bewegung des Zuwachses weit weniger merklich geworden, weil unser auswärtiger Handel im Jahre IX noch nicht hergestellt war, und überdies nothwendig die Fabrikation der Erzeugnisse ihrer Ausführung vorhergehen mußte. Dennoch war die Gesammtausfuhr, die im Jahre VIII nur 271 Millionen betragen hatte, im Jahre IX auf 305 Millionen gestiegen. Diesen Zuwachs von 34 Millionen verdankten wir vorzugsweise außergewöhnlichen Wein- und Branntweinversendungen, durch welche sich in Bordeaux eine bedeutende Handelsthätigket entwickelt hatte. Auch wird man bemerken, welchen Unterschied der 10jährige Seekrieg zwischen unsrer Aus- und Einfuhr hervorgebracht hatte: wir hatten für 417 Millionen Werthe erhalten und nur für 305 ausgeführt.

Indeß sollte die Herstellung unsrer Manufacturen diesen Unterschied bald reichlich ausfüllen.

Die Seidenfabriken im Süden begannen wieder aufzublühn; Lyon, die Lieblingsstadt des Ersten Konsuls, widmete sich wieder ihrem schönen Gewerbfleiße. Von den 15,000 Seidenwebereien Frankreichs waren zur Zeit unserer Unruhen nur 2000 in Thätigkeit geblieben. Nun wurden bereits 7000 wieder beschäftigt. In Lille, Saint Quentin, Rouen fand dieselbe Bewegung statt, und die Seehäfen, deren Blokade dem Ende nahte, bereiteten zahlreiche Schiffsausrüstungen vor. Der Erste Konsul traf Vorkehrungen zur Wiederherstellung unsers Koloniewesens, deren Zweck und Umfang wir bald sehen werden.

Man hatte gewünscht, sich Rechenschaft zu geben, in welchem Zustande die Revolution Frankreich in Bezug auf Landbau und Bevölkerung gelassen. Die statistischen Nachforschungen, die unmöglich gewesen, als die Provinzialangelegenheiten von Kollectivverwaltungen geleitet wurden, waren seit der Einführung der Präfekten und Unterpräfekten ausführbar geworden. Es waren Volkszählungen angeordnet und hatten auffallende Resultate gegeben, die übrigens von den im Jahre IX versammelten Departementsräthen bestätigt wurden. Für 67 Departements von den 102, aus denen Frankreich im Jahre 1801 bestand, waren die Bevölkerungslisten um diese Zeit vollendet. Die Volkszahl, die sich in diesen 67 Departements im Jahre 1789 auf 21, 176, 243 Einwohner belaufen hatte, belief sich im Jahre 1800 auf 22, 297, 443 Einwohner. Das war ein Zuwachs von 1 Million Seelen, d. h. von ungefähr einem Neunzehntel. Dies Resultat, das kaum glaublich schiene, wenn es nicht durch eine Menge von Departementsräthen bestätigt wäre,

bewies, daß am Ende der Schaden, den große sociale Umwälzungen anrichten, wenigstens in materieller Hinsicht mehr scheinbar als wirklich ist, und daß außerdem der Nutzen den Schaden erstaunlich wieder ausgleicht. Der Landbau machte fast überall Fortschritte. Die Aufhebung der Jägermeistereien war in den meisten Provinzen von außerordentlichem Nutzen gewesen; denn wenn sie auch durch die Vernichtung des Wildes eine der unschuldigsten Vergnügungen der Reichen zerstört, so hatte sie doch andererseits den Landbau von verderblichen Plackereien erlöst. Der Verkauf einer Menge großer Landgüter hatte zu beträchtlichen Urbarmachungen geführt und einen vormals ertragslosen Theil des Bodens einträglich gemacht. Viele Kirchengüter waren aus der Hand eines nachlässigen Nutznießers in die Hände eines verständigen und thätigen Eigenthümers übergegangen, und dadurch vermehrte sich tagtäglich die Masse des Ackerertrages. Die Revolution, die bei uns im Grundbesitz vor sich gegangen ist und durch Vertheilung desselben in eine Menge von Händen die Anzahl der Grundeigenthümer, wie auch den Umfang der bebauten Ländereien so erstaunlich vermehrt hat, setzte sich in dieser Zeit völlig durch und lieferte bereits bedeutende Resultate. Die Landwirthschaft war allerdings noch nicht merklich verbessert, aber die Bodenbenutzung hatte eine außerordentliche Ausdehnung gewonnen.

Die Staatsforsten wie die Gemeindeforsten hatten die Unordnung in der Verwaltung der letzten Zeiten schmerzlich empfunden. Dies war einer von den Gegenständen, die dringend der Fürsorge bedurften, denn man rodete holzbepflanzte Ländereien aus und schonte weder Staats- noch Privateigenthum. Die Finanzverwaltung war durch die Einziehung der Güter der Ausgewanderten in den Besitz vieler

Forsten gekommen, verstand sie aber noch nicht zu beaufsichtigen und vortheilhaft zu benutzen. Viele Grundbesitzer, die entweder abwesend oder eingeschüchtert waren, unterließen es, die Forsten zu schützen, in deren Besitz sie sich zum Theil wirklich, zum Theil scheinbar für Rechnung geächteter Familien befanden. Dies Alles war die Folge eines Zustandes der Dinge, der jetzt glücklicherweise zu Ende ging. Der Erste Konsul hatte der Erhaltung der Forstschätze Frankreichs eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet und bereits Ordnung und Achtung des Eigenthums wieder herzustellen begonnen. Man verlangte überall nach einem Feldgesetzbuch, um den Beschädigungen, welche die Viehheerden anrichteten, Einhalt zu thun.

Die neue, durch das Gesetz vom Pluviose des Jahres VIII eingeführte Einrichtung der Präfekten und Unterpräfekten hatte unmittelbare Resultate geliefert. An Stelle der Unordnung und Nachlässigkeit der Kollektivverwaltungen waren Regelmäßigkeit und Schnelligkeit der Ausführung getreten, die voraussichtlichen und nothwendigen Folgen der Einheit der Amtsgewalt. Die Angelegenheiten des Staats und die Angelegenheiten der Gemeinden hatten gleichen Nutzen davon gehabt, denn nun hatten sie endlich Beamte gefunden, die sich ihnen mit anhaltendem Fleiße widmeten. Die Anfertigung der Steuerrollen und die Erhebung der Abgaben, die ehemals so vernachläßigt wurden, waren nirgends im Rückstande. Auch in Einnahmen und Ausgaben der Gemeinden begann man Ordnung zu bringen. Verschiedene Zweige ihrer Verwaltung befanden sich jedoch noch im Rückstande. Die Spitäler z. B. waren in einen kläglichen Zustand gerathen. Das Wegfallen eines Theiles ihrer Einkünfte durch den Verkauf ihrer Besitzungen und durch den Verlust vieler abge-

schaffter Erhebungen versetzte sie in die äußerste Noth. Für einige Städte hatte man den Thorzoll und die Wiedereinführung der indirekten Steuern im Kleinen versucht. Allein dieser Thorzoll war noch nicht gehörig angesetzt, reichte nicht aus und wurde nicht allgemein genug in Anwendung gebracht. Die Verwaltung der Findelhäuser empfand ebenfalls die allgemeine Störung. Man sah eine Menge ausgesetzter Kinder, die von der öffentlichen Mildthätigkeit nicht mehr aufgenommen oder armen Ammen anvertraut wurden, denen man das Pflegegeld schuldig blieb. Fast überall verlangte man wieder nach den ehemaligen Hospitalschwestern für den Dienst in den Spitälern.

Die den Priestern abgenommenen und den Gemeindebeamten anvertrauten Familienregister wurden sehr schlecht geführt. Um in diesen für die Familienverhältnisse so wichtigen Verwaltungszweig Ordnung hineinzubringen, bedurfte es nicht blos des Eifers und der Wachsamkeit der Beamten, sondern auch einer Verbesserung des noch unzulänglichen oder schlecht gefaßten Gesetzes. Dies war einer von den Gegenständen, die der Code civil regeln sollte, welcher jetzt dem Staatsrathe zur Berathung vorlag.

Man beschwerte sich über zu große Zersplitterung der Gemeinden, über ihre endlose Anzahl und verlangte, daß viele derselben mit einander vereinigt würden. So bildete sich schnell unter der schöpferischen und allmächtigen Hand des Ersten Konsuls die schöne französische Verwaltung aus, die jetzt vollendet ist und alle europäischen Verwaltungen an Regelmäßigkeit, Genauigkeit und Kraft übertrifft. Er hatte ein äußerst wirksames Mittel ausfindig gemacht, um von Allem unterrichtet zu werden und jede Verbesserung bei dieser ungeheuern Maschine anzubringen, deren sie fähig wäre.

Einige vorzugsweise befähigte Staatsräthe waren von ihm beauftragt worden, Frankreich zu durchreisen und den Gang der Verwaltung an Ort und Stelle in Augenschein zu nehmen. Diese Staatsräthe begaben sich nach den Hauptdepartements, beriefen die Präfekten, die Vorsteher der verschiedenen Dienstzweige aus den benachbarten Departements dorthin und hielten Berathungen mit diesen, wobei man ihnen die Schwierigkeiten, welche nicht vorherzusehen gewesen, die unerwarteten Hindernisse, die aus der Natur der Dinge hervorgingen, die Lücken in den Gesetzen und Verordnungen, die seit zehn Jahren erlassen waren, darlegte. Zugleich prüften sie, ob diese Hierarchie von Präfekten, Unterpräfekten, Maires mit Ordnung und Leichtigkeit wirke, ob die Personen gut gewählt waren, ob sie sich den Absichten der Regierung ergeben zeigten, ob sie, gleich ihr, fest, arbeitsam, unparteiisch und von jedem Parteigeist frei waren. Diese Rundreisen wirkten vortrefflich. Die abgesandten Staatsräthe spornten den Eifer der Beamten an und brachten dem Staatsrathe sowol für die Entscheidung der vorliegenden Streitsachen als für die Ausarbeitung oder Vervollkommnung von Verwaltungsreglements nützliche Aufklärungen mit. Insbesondere nahmen sie, durch die Energie des Ersten Konsuls ermuthigt, keinen Anstand, ihm die schwachen, unfähigen oder übelgesinnten Beamten anzuzeigen.

Aber die Sorgfalt des Ersten Konsuls beschränkte sich nicht auf die Besichtigung des Landes durch die herumreisenden Staatsräthe. Die zahlreichen Adjudanten, welche er bald zu den Armeen, bald nach den Seehäfen schickte, um die Energie seines Willens mitzutheilen, hatten Befehl, unterwegs Alles zu beobachten und Alles ihrem General zu melden. Die Obersten Lacuée, Lauriston, Savary waren beauftragt,

bei ihren Sendungen nach Antwerpen, Boulogne, Brest, Rochefort, Toulon, Genua, Otranto, auf dem Rückwege in jedem Orte anzuhalten, zu sehen, zu hören und sich über Alles Bemerkungen aufzuzeichnen, über den Zustand der Wege, den Gang der Handelsgeschäfte, das Benehmen der Beamten, die Wünsche der Bevölkerung, die öffentliche Meinung. Keiner unterließ es, keiner scheute sich, einem gerechten und allvermögenden Gebieter die Wahrheit zu sagen. Dieser Gebieter, der damals auch darauf bedacht war, Gutes zu stiften, weil dieses Gute, unendlich in seiner Ausdehnung und Mannigfaltigkeit, hinreichte, die Gluth seiner Seele zu beschäftigen, hörte die Wahrheit, die er veranlaßt hatte, bereitwillig an und machte sich dieselbe zu Nutze, sei es, daß er einen schuldigen Beamten zu strafen, eine Lücke in den neuen Einrichtungen zu ergänzen, oder daß er seine Aufmerksamkeit einem Gegenstande zuzuwenden hatte, der bisher seinen unermüdlichen Blicken entgangen war*).

---

*) Hier einige Proben von den Instruktionen, die er seinen auf Sendungen befindlichen Adjudanten gab.

An den Bürger Lauriston, Adjudanten.

Paris, 7. Pluviose des Jahres IX (27. Jan. 1801).

Sie werden, Bürger, nach Rochefort reisen, dort den Hafen und das Arsenal auf das Genaueste besichtigen und sich deswegen an den Seepräfekten wenden.

Sie werden mir über folgende Punkte Bericht erstatten:

1) Die genaue Anzahl der Mannschaften, die sich auf den beiden in See gehenden Fregatten befinden, das Verzeichniß aller Artilleriesachen und anderer Dinge, die diese Fregatten etwa an Bord haben. Sie werden in Rochefort bleiben, bis dieselben ausgelaufen sind.

2) Wie viele Fregatten bleiben noch auf der Rhede?

Ein Schauspiel, das in diesem Augenblicke Aller Augen auf sich zog, war die Berathung des Code civil im Staats=

---

3) Ueber jedes der Linienschiffe Foudroyant, Duguai=Trouin und Aigle einen besondern Bericht. Binnen welcher Zeit wird jedes dieser Linienschiffe bereit sein, unter Segel zu gehen?

4) Einen besonderen Bericht über jede der Fregatten Vertu, Cybèle, Volontaire, Thétis, Embuscade, Franchise.

5) Den Etat aller Flinten, Pistolen, Säbel, Kugeln, die für Seeexpeditionen in diesem Hafen angekommen sind.

6) Enthalten die Marinemagazine so viel, daß sechs Linienschiffe außer den drei genannten auf sechs Monate verproviantirt werden können?

7) Hat man alle Maßregeln getroffen, um Matrosen zu werben und Lebensmittel, Takelwerk und was sonst zur Ausrüstung einer Flotte erforderlich ist, aus Bordeaux und Nantes kommen zu lassen?

Sollten Sie voraussehn, daß Sie länger als sechs Tage in Rochefort bleiben müssen, so schicken Sie mir Ihren ersten Bericht durch die Post. Sie werden nicht verfehlen, die Präfekten in Kenntniß zu setzen, daß ich in der Meinung bin, der Marineminister habe alle Maßregeln getroffen, daß Anfangs Ventose neun Linienschiffe von Rochefort auslaufen können. Sie sehen selbst ein, daß dies dem Präfekten ganz im Geheimen gesagt werden muß.

Sie werden jede Gelegenheit benutzen, um in allen Ortschaften, durch die Sie kommen, Erkundigungen über den Gang der Verwaltung und über die öffentliche Stimmung einzuziehn.

Verzögert sich das Auslaufen der Fregatten, so ermächtige ich Sie, nach Bordeaux zu gehn und über Nantes zurückzukehren. Ueber die drei in der Ausrüstung begriffenen Fregatten werden Sie mir eine Denkschrift mitbringen.

Ich grüße Sie.

Bonaparte.

An den Bürger Lacuée, Adjudanten.

Paris, 9. Ventose des Jahres IX (28. Febr. 1801).

Sie werden sich, Bürger, aufs schnellste nach Toulon begeben und den anliegenden Brief dem Kontreadmiral Ganteaume über=

rath. Das Bedürfniß dieses Code war sicherlich das dringendste aller Bedürfnisse Frankreichs. Die frühere Civil=

---

geben. Sie werden alle Schiffe der Flotte, so wie auch das Arsenal in Augenschein nehmen. Sie werden sich mit eignen Augen über die Stärke und Zahl der englischen Linienschiffe Gewißheit verschaffen, welche etwa den Hafen von Toulon blokiren. Ist sie geringer als die des Kontreadmirals Ganteaume, so werden Sie ihn auffordern, sich nicht von einer schwächeren Streitmacht blokiren zu lassen.

Wenn die Umstände den Kontreadmiral Ganteaume bestimmen, seine Sendung weiter zu verfolgen, werden Sie ihn auffordern, so viel Truppen in Toulon einzunehmen, als er irgend führen kann. Zu diesem Zweck werden Sie mit dem Militärbefehlshaber sprechen, um alle Schwierigkeiten zu heben, so daß ihm die Truppen gestellt werden.

Sie werden dem Kontreadmiral Ganteaume bemerklich machen, daß man allgemein seine Fahrt nach Mahon ein wenig getadelt hat, weil sie die Aufmerksamkeit des Admirals Warren erweckte, dessen einziger Zweck die Vertheidigung Mahons war.

Wenn der Kontreadmiral Ganteaume sich entschließt, seine Sendung zu vollenden, werden Sie nach seiner Abfahrt noch vier Tage in Toulon bleiben.

Wenn dagegen die Nachrichten von der See annehmen lassen, daß er allzu lange dort bleibe, werden Sie nach Paris zurückkehren, nachdem Sie vierzehn Tage in Toulon, sechs in Marseille, vier in Avignon und fünf bis sechs in Lyon zugebracht haben.

Sie werden mir einen Nachweis liefern, wie viel Mannschaft jedes Schiff an Bord hat, einen Nachweis der seit dem 1. Vendémiaire des Jahres IX von Toulon abgesandten Fahrzeuge und Fregatten, einen Nachweis über das Arsenal und Bemerkungen über die Beamten des Landstrichs, durch den Sie kommen, so wie über die dort herrschende Stimmung.

Sie werden jeden Kourier, den der Seepräfekt absendet, benutzen, um mir Nachrichten von der Flotte, von der See, von den Engländern zu geben.

gesetzgebung, bestehend aus dem Lehnrechte, dem Gewohnheitsrechte, dem römischen Rechte, paßte nicht mehr für eine,

Sie werden sämmtliche Linienschiffskapitäne durch Ihre Anreden ermuthigen und ihnen bemerklich machen, von wie großem Interesse ihre Expedition für den allgemeinen Frieden ist.

Ich grüße Sie.

Bonaparte.

An den Bürger Lauriston.

Paris, 30. Pluviose des Jahres X (19. Febr. 1802).

Ich habe Ihre verschiedenen Briefe, Bürger, und Ihren letzten vom 25. Pluviose empfangen. Ich ersuche Sie, über die Proviantverwaltungen im Stillen Erkundigungen einzuziehen, da dieselbe Beschwerden zu veranlassen scheint.

Sie werden mir bei Ihrer Rückkehr einen detaillirten Nachweis über die nordischen Waaren mitbringen können, welche die Kompagnie Lechie im Laufe des Jahres X geliefert hat; sie behauptet, in diesem Augenblick für 1,700,000 Fr. auf dem Lager zu haben.

Wie viel Bauholz ist seit dem Frieden aus Havre angekommen und arbeitet man endlich an der Vollendung der fünf im Bau begriffenen Linienschiffe?

Bei der Rückreise sehen Sie in Lorient nach, wie viel Linienschiffe dort im Bau begriffen sind und zu welcher Zeit jedes vom Stapel laufen kann. Nehmen Sie sämmtliche Kanoniere und Grenadiere der Küstenwache in Augenschein, damit Sie mir berichten können, was für ein Menschenschlag das ist und was sich zur Zeit des vollständigen Friedensabschlusses aus ihnen machen läßt.

In Nantes endlich sehen Sie zu, sich Gewißheit zu verschaffen, welche nordische Waare man im Jahre X erhalten hat und wie viel Hanf noch da ist; ob der Bauholztransport nach Brest thätig betrieben wird. Bleiben Sie zwei Tage in Vannes, um angemessene Beobachtungen über die öffentliche Stimmung anzustellen.

Bei allen diesen Beobachtungen suchen Sie mit Ihren eigenen Augen zu sehen und ohne Zuratheziehung der Behörden.

Sehen Sie zu, daß Sie mir sagen können, welchen Ruf Charron in Lorient hinterlassen hat, und bleiben Sie drei bis vier Tage

durch die Revolution in allen ihren Schichten umgewälzte Gesellschaft. Die frühern Ehegesetze, die seitdem über Ehescheidung und Erbfolge improvisirten Gesetze, entsprachen weder dem neuen Gesellschaftszustande, noch einer moralischen und regelmäßigen Ordnung der Dinge. Eine Kommission, bestehend aus den Herren Portalis, Tronchet, Bigot de Préameneu und Malleville, hatte den Entwurf zu einem Code civil abgefaßt. Dieser Entwurf war sämmtlichen Gerichten zugeschickt worden, damit sie ihn zum Gegenstande ihrer Prüfung und ihrer Bemerkungen machen möchten. In Folge dieser Prüfung und dieser Bemerkungen war dieser Entwurf abgeändert und endlich dem Staatsrath vorgelegt worden, der nun seit mehreren Monaten Artikel vor Artikel berathen hatte. Der Erste Konsul wohnte jeder dieser Sitzungen bei, und hatte als Vorsitzender eine Wissenschaftlichkeit, eine Klarheit, oft eine Gründlichkeit der Ansichten entfaltet, die Jedermann überraschte. Da er gewohnt war, Armeen zu leiten, eroberte Provinzen zu regieren, erregte er durch sein Verwaltungstalent kein Erstaunen, denn dies Talent ist für einen

---

da, um den Gang der Verwaltung in diesem Hafen zu beobachten.

Endlich lassen Sie keine Gelegenheit vorübergehn, mit eigenen Augen zu sehen und sich eine Meinung über die Civil-, Marine- und Militärverwaltung zu bilden.

Erkundigen Sie sich in jedem Departement, wie es mit der nächsten Ernte aussieht.

Ich denke, Sie werden mir über die Art, wie die Truppen besoldet, bekleidet sind, und über den Zustand der hauptsächlichsten Landspitäler Bemerkungen mitbringen.

Ich grüße Sie.

Bonaparte.

großen General unentbehrlich; aber das Talent für Gesetzgebung hatte bei ihm etwas Befremdendes. Seine Ausbildung war in dieser Beziehung rasch von Statten gegangen. Da er an Allem Interesse nahm, weil er Alles begriff, hatte er sich vom Konsul Cambacères einige juristische Bücher und namentlich die unter dem Konvent für die Abfassung des neuen Code civil ausgearbeiteten Materialien geben lassen. Diese hatte er verschlungen wie die theologischen Streitschriften, mit denen er sich versehn, als er mit dem Konkordat zu thun hatte. Indem er die allgemeinen Grundsätze des Civilrechts in seinem Kopfe klassificirte und mit diesen einzelnen, in aller Schnelligkeit aufgefaßten Begriffen seine tiefe Menschenkenntniß, seine ungeheure Geistesklarheit verband, hatte er sich bald in den Stand gesetzt, diese so wichtige Arbeit zu leiten, ja der Erörterung selbst einen beträchtlichen Theil richtiger, neuer, tiefer Gedanken geliefert. Zuweilen verleitete ihn eine unzulängliche Kenntniß dieser Gegenstände zur Aufstellung seltsamer Behauptungen; doch ließ er sich bald von den gelehrten Männern, die ihn umgaben, auf das Richtige bringen, und er war ihnen allen überlegen, wenn es galt, aus dem Widerstreit entgegengesetzter Meinungen den natürlichsten, vernünftigsten Schluß zu ziehn. Der Hauptdienst, den der Erste Konsul leistete, war, daß er der Vollendung dieses herrlichen Denkmals einen unerschütterlichen Geist, einen ausdauernden Arbeitswillen zubrachte, und dadurch die beiden Hauptschwierigkeiten überwand, an denen man bis dahin gescheitert war: die unendliche Verschiedenheit der Meinungen und die Unmöglichkeit, inmitten der Aufregung der Zeit ohne Unterbrechung zu arbeiten. Wenn die Erörterung, wie es oft vorkam, langwierig, verworren, hartnäckig gewesen war, wußte der Erste Konsul sie zusammenzufassen, ihr durch ein

Wort den Ausschlag zu geben, und überdies nöthigte er Jeden zu arbeiten, indem er selbst ganze Tage arbeitete. Das Protokoll dieser merkwürdigen Sitzungen wurde gedruckt und veröffentlicht. Bevor es jedoch dem Moniteur übergeben wurde, trug der Konsul Cambacères Sorge, es durchzusehn und auszustreichen, was etwa nicht zur Veröffentlichung geeignet war, weil der Erste Konsul entweder eine von seinen mitunter sonderbaren Ansichten ausgesprochen oder Sittenfragen mit einer Vertraulichkeit des Ausdrucks behandelt hatte, die den Kreis der ihm zunächststehenden Räthe nicht überschreiten durfte. In den Protokollen blieb daher nur der zuweilen berichtigte, oft entfärbte, immer aber schlagende Gedanke des Ersten Konsuls stehn. Das Publikum fühlte sich davon ergriffen und gewöhnte sich, ihn als den alleinigen Urheber von Allem zu betrachten, was Gutes und Großes in Frankreich geschah. Es fand sogar eine Art Vergnügen daran, einen Mann als Gesetzgeber zu sehn, den es als General, als Diplomaten, als Leiter der Verwaltung und in diesen so verschiedenen Rollen stets so überlegen gesehn hatte.

Das erste Buch des Code civil war beendigt und gehörte zu den zahlreichen Gesetzentwürfen, die dem gesetzgebenden Körper vorgelegt werden sollten. Die Herstellung des Friedens und die innere Organisation Frankreichs machten also gleichmäßig Fortschritte. War auch nicht jedes Uebel gehoben, war auch nicht alles Gute geschehn, so erfüllte doch eine Vergleichung der Gegenwart mit der Vergangenheit die Gemüther mit Befriedigung und Hoffnung. Alles Gute, was geschehn war, schrieb man dem Ersten Konsul zu und mit Recht, denn nach dem Zeugnisse seines beständigen Mitarbeiters, des Konsuls Cambacères, leitete er das Ganze, besorgte er persönlich die Einzelnheiten und „verrichtete in jedem ein=

zelnen Zweige noch mehr als diejenigen, denen derselbe insbesondere übertragen war."

Der Mann, welcher Frankreich regierte von 1799 bis 1815, hat während seiner Laufbahn ohne Zweifel Tage berauschenden Ruhmes erlebt, aber ähnliche Tage hat sicherlich weder er noch Frankreich, das er bezaubert, wieder gesehn, Tage, an denen die Größe mehr Weisheit in ihrem Geleite hatte, und zwar diejenige Weisheit, welche auf Dauer hoffen läßt. Eben hatte er nach dem Siege den schönsten Frieden verliehen, und zwar den Frieden, welchen er nachher nie wieder erlangt hat: den Frieden zur See; er hatte aus dem Chaos die vollständigste Ordnung geschaffen; er hatte noch einige Freiheit gelassen, zwar nicht alle wünschenswerthe Freiheit, aber wenigstens die, welche am Nachtage einer blutigen Revolution möglich war; er hatte allen Parteien nur Gutes erwiesen; ausgenommen die Deportation, die nach der Höllenmaschine über hundert und einige revolutionäre Proscriptionsmänner ohne Richterspruch verhängt wurde, hatte er die Gesetze geachtet und selbst diese strafbare, weil gesetzwidrige, Maßregel wurde vergessen über der Unermeßlichkeit des Guten! Europa endlich war ausgesöhnt mit der Republik, fühlte, ohne es zu sagen, daß es Unrecht gethan, sich in eine Revolution zu mischen, die es nichts anging, und daß die beispiellose Größe Frankreichs die gerechte Folge eines ungerechten Angriffs sei, der heldenmüthig zurückgeschlagen worden, und beeiferte sich, dem Ersten Konsul seine Huldigungen darzubringen, der eignen Würde wegen erfreut, daß es sagen durfte: es schließe den Frieden nur mit einem Revolutionär voll Genie, dem ruhmreichen Wiederhersteller der gesellschaftlichen Grundsätze.

Wahrlich, es hätte bei dem Wunderwerke dieser ersten

Zeit sollen sein Bewenden haben, und die Geschichte würde von dieser Regierung sagen, es sei nie etwas Größeres, etwas Vollkommneres gesehn. Dieser Gedanke stand geschrieben in den eifrigen, in den bewundernden Zügen der Männer jeden Ranges, jeden Volkes, die sich um den Ersten Konsul drängten. In Paris war ein außerordentlicher Zudrang von Fremden, die herbeieilten, um Frankreich, um den General Bonaparte zu sehn, und die Meisten ließen sich durch die Gesandten ihrer Regierung ihm vorstellen. Sein Hof, denn er hatte sich einen eingerichtet, war zugleich militärisch und bürgerlich, ernst und elegant. Seit dem vorigen Jahre war etwas hinzugefügt worden. Für sich und die Konsuln hatte er einen militärischen Hofhalt eingerichtet und der Frau Bonaparte eine fürstliche Umgebung verliehn.

Die Konsulargarde bestand aus vier Bataillonen Infanterie, jedes von 1200 Mann, worunter zwei Grenadier- und zwei Jägerbataillone, und aus zwei Regimentern Kavalerie, worunter eins reitender Grenadiere, eins reitender Jäger. Sie enthielt die schönsten, die tüchtigsten Soldaten des Heeres. Eine zahlreiche und gut bediente Artillerie vervollständigte diese Garde und machte eine wahre Kriegsdivision daraus, die alle Waffengattungen enthielt und ungefähr 6000 Mann stark war. Ein glänzender Stab stand an der Spitze dieser prächtigen Truppen. Jedes Bataillon hatte einen Obersten, zwei Bataillone zusammen einen Brigadegeneral. Vier Generallieutenants, einer von der Infanterie, einer von der Kavalerie, einer von der Artillerie, einer vom Geniewesen, befehligten abwechselnd eine Dekade hindurch das ganze Korps und versahen den Dienst bei den Konsuln. Es war eine auserlesene Schaar, die den vorzüglichsten Soldaten eine Belohnung ihres guten Verhaltens gewährte, die

Regierung mit einem ihrem kriegerischen Charakter entsprechenden Glanze umgab und an Schlachttagen eine unüberwindliche Reserve darbot. Bei Marengo hatte das Grenadierbataillon der Konsulargarde, wie man sich erinnern wird, fast die Armee gerettet. Außer diesem, der Konsulargarde angehörigen Stabe hatte der Erste Konsul einen Militärgouverneur des Tuilerienpalastes eingesetzt, dem unter dem Titel von Adjudanten zwei Generalstabsoffiziere zugetheilt waren. Dieser Gouverneur war der Adjudant Duroc, derselbe, welchem stets die Gesandtschaften zarter Natur anvertraut wurden. Kein Offizier war geeigneter, im Regierungspalaste die Ordnung und die Wohlanständigkeit walten zu lassen, die dem Geschmack des Ersten Konsuls und dem Geiste der Zeit entsprachen. Diese völlig militärische Umgebung mußte durch einige Civilumgebung etwas gemildert werden. Ein Staatsrath, Benezech, war während des ersten Jahres beauftragt gewesen, die Audienzen zu besorgen und die auswärtigen Gesandten oder hochstehenden Männer, die bei den Konsuln Zutritt erhielten, mit der angemessenen Aufmerksamkeit zu empfangen. Für dieses Geschäft traten vier Civilbeamte mit dem Titel Palastpräfekten an die Stelle des Staatsraths Benezech. Frau Bonaparte erhielt vier Palastdamen, die ihm im Salon des Ersten Konsuls die Honneurs machen halfen. Sobald es bekannt wurde, daß diese neue Palasteinrichtung im Werke sei, gingen zahlreiche Bewerbungen ein, selbst von den zum sogenannten Ancien Régime gehörigen Familien. Noch war es nicht der hohe Adel, welcher weiland die Gemächer von Versailles füllte, der jetzt mit Gesuchen kam; für ihn war der Augenblick der Unterwerfung noch nicht erschienen. Es kamen jedoch vornehme Familien aus der alten Zeit, die nicht unter den Auswanderern ge=

wesen und die sich zuerst einer mächtigen Regierung anschlossen, welche durch ihren Ruhm den Dienst bei ihr für Jedermann ehrenvoll machte. Zu Palastpräfekten wählte Bonaparte Benezech, der dieses Amt schon versehn hatte, Didelot und v. Lucay, der ehemals der Finanzverwaltung, und v. Rémusat, der ehemals der Justizverwaltung angehört hatte. Die vier Palastdamen, die bei Frau Bonaparte die Honneurs machten, waren die Frau v. Lucay, Frau v. Lauriston, Frau v. Talhouet und Frau v. Rémusat. Selbst die verläumdungssüchtigsten Leute in den Salons der Auswanderung in Paris hatten nichts gegen die Schicklichkeit dieser Wahlen einzuwenden, und die vernünftigen Leute, die von Höfen nur wollen, was die Wohlanständigkeit erfordert, hatten nichts an dieser militärischen und bürgerlichen Einrichtung auszusetzen. Und in der That muß auch der Palast der Staatsoberhäupter in einer Republik wie in einer Monarchie bewacht und mit dem imponirenden Gepränge der öffentlichen Gewalt umgeben werden; es müssen sich im Innern dieses Palastes auserlesene Männer und Frauen befinden, die erlauchten Fremden oder ausgezeichneten Staatsbürgern, welche bei den höchsten Beamten der Republik Zutritt erhalten, daselbst die Honneurs machen. In diesem Maße war der Hof des Ersten Konsuls imponirend und würdig. Eine gewisse Anmuth erhielt er durch seine Frau und seine Schwestern, die sich sämmtlich entweder durch ihr Benehmen, oder durch Geist oder Schönheit auszeichneten. Von den Brüdern des Ersten Konsuls ist oben die Rede gewesen; jetzt müssen wir den Leser mit seinen Schwestern bekannt machen. Die älteste Schwester des Ersten Konsuls, Frau Elisa Bacciochi, zeichnete sich wenig durch Schönheit, aber sehr durch ihren Geist aus und zog die ausgezeichnetsten Schriftsteller jener Zeit, wie z. B. Suard,

Morellet, Fontanes in ihren Kreis. Die zweite Schwester, Karoline Murat, hatte den General Murat geheirathet, war ehrgeizig und schön, durch das Glück ihres Bruders berauscht, suchte sich und ihrem Gemahl den besten Theil desselben zuzuwenden und gehörte zu den Frauen dieses neuen Hofes, welche ihm am meisten Leben und Eleganz verliehen. Die dritte Schwester, Pauline Bonaparte, die den General Leclerc geheirathet hatte, und später einen Fürsten Borghese heirathete, war eine der schönsten Frauen ihrer Zeit. Sie hatte noch nicht so viel Veranlassung zur Medisance gegeben, wie sie es später that, und betrübte sie zuweilen ihren Bruder durch ihr unbesonnenes Betragen, so rührte ihn doch ihre leidenschaftliche Liebe zu ihm und entwaffnete seine Strenge. Frau Bonaparte überragte sie alle durch ihre Stellung als Gemahlin des Ersten Konsuls und bezauberte durch Liebenswürdigkeit Franzosen wie Fremde, die im Regierungspalast Zutritt bekamen. Die unvermeidlichen und bereit sichtbaren Eifersüchteleien zwischen den Mitgliedern dieser dem Throne so nahestehenden Familie hielt General Bonaparte in Schranken, der seine Anverwandten zwar lieb hatte, aber Jeden mit militärischer Schroffheit behandelte, von dem der Friede gestört wurde, den er in seiner Umgebung wollte herrschen sehen.

In der Familie des Ersten Konsuls war eben ein Ereigniß von einiger Wichtigkeit vorgegangen, die Vermählung Hortensia's v. Beauharnais mit Ludwig Bonaparte. Der Erste Konsul, der die beiden Kinder seiner Frau zärtlich liebte, hatte Hortensia Beauharnais mit Duroc vermählen wollen, da er glaubte, daß eine gegenseitige Neigung diese beiden jungen Herzen einander annähere; allein diese von Frau von Bonaparte wenig begünstigte Heirath war nicht zu Stande

gekommen. Seit dem sie die Hoffnung verloren, Kinder zu bekommen, wurde Josephine fortwährend gequält von der Furcht vor einer Ehescheidung, und deshalb gedachte sie ihre Tochter mit einem der Brüder ihres Gemahls zu vermählen, da sie sich schmeichelte, daß die aus dieser Verbindung hervorgehenden Kinder, als durch zweierlei Bande mit dem neuen Oberhaupt Frankreichs verbunden, seine Erben werden könnten. Joseph Bonaparte war verheirathet; Lucian führte ein ziemlich regelloses Leben und benahm sich feindlich gegen seine Schwägerin; Hieronymus büßte auf der Flotte einige Jugendstreiche. Nur Ludwig eignete sich für die Absichten der Frau Bonaparte. Ihn wählte sie. Er war ein verständiger, unterrichteter Mann, aber von mürrischem Wesen und durch seinen Charakter wenig geeignet für die ihm bestimmte Frau. Dies war auch die Meinung des Ersten Konsuls; anfänglich war er daher dagegen, gab aber später nach und willigte ein in eine Ehe, welche keineswegs das Glück der beiden Gatten begründen sollte, aber einen Augenblick nahe daran war, dem Weltreiche Erben zu geben.

Die Trauung verrichtete der Kardinal Caprara und zwar in einem Privathause, wie es damals mit allen Religionsübungen geschah, wenn sie von unvereidigten Priestern vorgenommen wurden. Bei derselben Gelegenheit gab man auch Murat und seiner Frau Karoline die priesterliche Einweihung, die ihnen, wie damals vielen Eheleuten, welche ihre Ehe nur vor den bürgerlichen Beamten kontraktlich abgeschlossen, noch nicht zu Theil geworden war. Der General Bonaparte und Josephine befanden sich in demselben Falle. Sie drang lebhaft in ihren Gatten, er möge zu dem bürgerlichen Bande, das sie bereits vereinigte, das kirchliche hinzufügen; allein war es Voraussicht, war es die Befürchtung, die Unvoll-

ständigkeit des Vertrages öffentlich einzugestehen, der ihn an seine Frau band: der Erste Consul mochte sich nicht dazu verstehen.

Das war damals die konsularische, später kaiserliche Familie. Diese Personen, alle ausgezeichnet durch verschiedene Vorzüge, glücklich über den Ruhm und das schöne Gelingen des Oberhauptes, das sie groß machte, von ihm in Schranken gehalten und noch nicht verdorben durch das Glück, gewährten ein interessantes Schauspiel, welches die Augen nicht beleidigte, wie jener Hof der Direktorialregierung, bei welchem Barras mehrere Jahre hindurch die Honneurs gemacht. Wenn einige Franzosen aus Neid oder Mißachtung ihn mit ihren Witzeleien angriffen, obschon sie ihm oftmals zum Dank verpflichtet waren, so bezahlten ihm dafür die gerechteren Fremden einen Tribut der Neugier und des Lobes.

Einmal in der Decade, wie wir anderwärts schon erwähnt, empfing der Erste Konsul die Botschafter und die Fremden, welche ihm von den Gesandten ihrer Nation vorgestellt wurden. In Begleitung seiner Adjutanten durchschritt er die Reihen der stets zahlreichen Versammlung; nach ihm kam seine Frau, begleitet von den Damen des Palastes. Es war dasselbe Ceremoniell, das man an den andern Höfen beobachtete, zwar mit einem geringeren Gefolge von Adjudanten und Hofdamen, dafür aber gehoben durch den unvergleichlichen Glanz, welcher den General Bonaparte umgab. Zweimal in der Decade lud er die ausgezeichneten Personen Frankreichs und Europas zu Tische und einmal monatlich gab er in der Dianagallerie ein Mahl, zu welchem zuweilen bis hundert Gäste geladen wurden. An solchen Tagen empfing er Abends Gesellschaft in den Tuilerien und nahm bei sich die hohen Beamten, die Botschafter und diejenigen Per-

sonen der vornehmen Gesellschaft Frankreichs auf, welche sich der Regierung annäherten. Selbst die geringsten Dinge behandelte er mit Vorbedacht und schrieb so unter Andern den Mitgliedern seiner Familie gewisse Anzüge vor, um dieselben so durch die Nachahmung zur Mode zu machen. So befahl er seidene Kleider zu tragen, um die Seidenwebereien in Lyon nach Kräften wieder zu beleben. Seiner Frau empfahl er den sogenannten Linon, um die Fabriken von St. Quentin zu heben*). Er für seine Person ging allein einfach und trug den bescheidenen Chasseuranzug der Konsulargarde. Seine Collegen hatte er genöthigt, den goldgestickten Konsulanzug zu tragen und Gesellschaft bei sich zu sehen, um, wenn auch mit minderem Glanze, zu wiederholen, was in den Tuilerien geschah.

Dieser Winter von 1801 auf 1802 war äußerst glänzend durch die Befriedigung, die in allen Klassen herrschte, von denen die einen glücklich waren, nach Frankreich zurückzukehren, die Andern, endlich vollständige Sicherheit zu ge-

---

*) Folgenden Brief schrieb er von St. Quentin an den Konsul Cambacères.

St. Quentin, den 10. Pluviose I. (10. Febr. 1801).

„Die so großes Interesse verdienenden Manufakturen der Stadt St. Quentin und ihrer Umgegend, welche früher 70,000 Arbeiter beschäftigten und über 15 Millionen baar nach Frankreich hereinzogen, sind bis auf ein Sechstel zu Grunde gegangen. Man wünscht es hier sehr, daß unsere Damen den Linon in die Mode bringen und nicht dem Mousselin so ganz und gar den Vorzug geben möchten. Der Gedanke, einen unserer interessantesten und uns ausschließlich angehörigen Gewerbszweige wieder zu beleben und einer so großen Anzahl französischer Familien Brod zu verschaffen, ist wol geeignet, den Linon in die Mode zu bringen; ist er nicht überdies auch schon allzulange in Ungnade?“

nießen, noch Andere endlich, durch den Frieden zur See eine unbeschränkte Aussicht auf das Gedeihen des Handels vor sich zu haben. Das Herbeiströmen der Fremden trug dazu bei, den Glanz der Winterfestlichkeiten zu erhöhen. Unter den Personen, welche damals in Paris erschienen, erregten besonders zwei die allgemeine Aufmerksamkeit: ein berühmter Engländer und ein Auswanderer, dessen Name vormals die Oeffentlichkeit beschäftigt hatte.

Der berühmte Engländer war Fox, der beredteste Redner Englands; der vielgenannte Auswanderer Calonne, der ehemalige Finanzminister, dessen an Auskunftsmitteln fruchtbarer und gewandter Geist es verstanden, den Augen des Versailler Hofes einige Augenblicke lang den Abgrund zu verbergen, auf welchen derselbe mit schnellen Schritten losging. Fox empfand eine wahre Ungeduld, den Mann zu sehen, für welchen er trotz seiner britischen Vaterlandsliebe eine unwiderstehliche Zuneigung fühlte. Gleich nach Unterzeichnung der Friedenspräliminarien kam er nach Paris und wurde dem Ersten Konsul durch den englischen Gesandten vorgestellt. Der Zweck seiner Reise war, Frankreich und das Oberhaupt Frankreichs zu sehen, zugleich aber auch unsere diplomatischen Archive zu benutzen, denn der große Redner der Whigs benutzte damals seine Muße, die Geschichte der beiden letzten Stuarts zu schreiben. Der Erste Konsul gab Befehl, Fox alle Archive zu öffnen und empfing ihn auf eine Weise, die selbst einen Feind hätte gewinnen müssen und einen Freund, den er sich lediglich durch seinen Ruhm erworben, in Entzücken setzte. Diesem edeln Fremden gegenüber legte der Erste Konsul alle Etikette bei Seite, zog ihn in seine nächste Nähe, hatte mit ihm lange und häufige Unterhaltungen und schien in seiner Person das englische Volk

selbst für sich erobern zu wollen. Oft jedoch waren sie verschiedener Meinung. Fox besaß jene lebendige Phantasie, welche hinreißende Redner macht, aber sein Geist war weder positiv, noch faktisch, sondern voll edler Illusionen, welche der Erste Konsul entweder niemals getheilt hatte, oder doch nicht mehr theilte, obgleich er eben so viel Phantasie als Geistestiefe besaß. Der junge General Bonaparte war enttäuscht, wie man es zu sein pflegt nach einer Revolution, die im Namen der Menschheit begonnen, aber in einem Meere von Menschenblut Schiffbruch gelitten hat. Von den ersten Zaubergewalten der Revolution war in ihm nur eine lebendig geblieben, die der Größe, und diese trieb ihn fort bis zum Uebermaß. Er war zu wenig liberal, um dem Haupte der Whigs, und zu herrschsüchtig, um einem Engländer zu gefallen. Beide stießen daher zuweilen mit entgegengesetzten Ansichten bei einander an. Fox nöthigte dem Ersten Konsul manches Lächeln ab durch eine Naivetät und Unerfahrenheit, welche bei einem fast sechzigjährigen Manne auffallen mußte, und der Erste Konsul erschreckte zuweilen den britischen Patriotismus des Redners Fox durch die Großartigkeit seiner zu wenig verhehlten Pläne. Dennoch sagten sie sich zu durch Geist und Herz und waren von einander bezaubert. Der Erste Konsul gab sich große Mühe, Fox die Stadt Paris ganz und gar zu zeigen und begleitete ihn mehrmals selbst in die öffentlichen Anstalten. Es fand damals gerade eine französische Industrieausstellung statt, die zweite seit der Revolution. Alle Welt war erstaunt über die Fortschritte unserer Manufakturen, die inmitten der allgemeinen Wirren doch Theil genommen an dem Anstoß, den die Geister erhalten, und manche Vervollkommnung, manches neue Verfahren entdeckt hatten. Die Fremden schien dies sehr zu überraschen,

zumal die Engländer, welche in dieser Beziehung gute Richter sind. Der Erste Konsul selbst führte Fox in die Säle dieser Ausstellung, die sich im Hofe des Louvre befand, und freute sich mehrmals über die Ueberraschung seines berühmten Gastes. Inmitten der Aufmerksamkeiten, welche ihm zu Theil wurden, that Fox eine treffende Aeußerung, welche der Gesinnung und dem Geiste dieses edeln Mannes zur Ehre gereicht und beweist, daß sich bei ihm die Gerechtigkeit gegen Frankreich zu vereinigen wußte mit der erregbarsten Vaterlandsliebe. In einem der Säle des Louvre stand ein für den Ersten Konsul bestimmter, mit vieler Kunst gearbeiteter großer und schöner Erdglobus. Einer der Begleiter des Ersten Konsuls drehte diesen Globus um, legte die Hand auf England und sagte ziemlich ungeschickt: England nehme doch einen gar kleinen Raum ein auf der Weltkarte. „Ja, rief Fox mit Begeisterung, ja, auf dieser so kleinen Insel treten die Engländer ins Leben und auf dieser kleinen Insel wünschen sie Alle zu sterben! im Leben aber — und dabei breitete er die Arme um beide Ozeane und beide Indien — im Leben aber erfüllen sie diesen ganzen Erdball und umfassen ihn mit ihrer Macht.“ Der Erste Konsul zollte dieser stolzen und schlagenden Antwort lauten Beifall.

Der Mann, welcher nächst Fox die öffentliche Aufmerksamkeit am meisten beschäftigte, war Calonne. Die Erlaubniß, sich wieder in Paris blicken zu lassen, war ihm durch den Prinzen von Wales ausgewirkt. Calonne äußerte sich seit seiner Ankunft auf eine sehr unerwartete Weise, die bei den Royalisten Aufsehen machte. Der neuen Regierung, sagte er, wolle er nicht dienen; denn er könne es nicht bei seiner bisherigen Anhänglichkeit an das Haus Bourbon; aber er müsse seinen Freunden die Wahrheit sagen. Niemand in

ganz Europa sei im Stande, dem Ersten Konsul die Spitze zu bieten: Generale, Minister, Könige ständen unter ihm und seien von ihm abhängig. Die Engländer seien vom Haß zum Enthusiasmus für ihn übergegangen. Dies Gefühl walte in allen Klassen der britischen Bevölkerung und sei bei ihnen Extrem, wie alle Gefühle der Engländer. Man dürfe also zum Sturze des Generals Bonaparte auf Europa nicht rechnen. Eben so wenig dürfe man die royalistische Sache entehren durch gehässige Komplotte, welche alle Redlichgesinnten in der ganzen Welt mit Abscheu erfüllten. Man müsse sich unterwerfen und Alles von der Zeit hoffen und von der zwiefachen Schwierigkeit, Frankreich ohne Königthum zu regieren und ein Königthum ohne die Familie Bourbon zu gründen. Nur die unendlichen Wechselfälle der Revolutionen könnten Aussichten herbeiführen, welche gegenwärtig zu Gunsten der verbannten Fürsten nicht vorhanden seien. Was aber auch geschehen möge, man müsse Alles nur von Frankreich erwarten, von dem aufgeklärten und zu besseren Gesinnungen zurückgekehrten Frankreich, nichts aber vom Auslande oder von Verschwörungen. Diese wegen ihrer Verständigkeit unerwartete Sprache, zumal aus dem Munde Calonne's, erregte wahrhaftes Staunen und ließ glauben, daß Calonne gewiß bald in Verhältnisse mit der Konsularregierung treten werde. Er hatte den Konsul Lebrun besucht, welcher mit Bewilligung des Ersten Konsuls die Royalisten bei sich empfing, und sich mit ihm über die Angelegenheiten Frankreichs unterhalten. Man sagte sogar, er werde für die Finanzen das werden, was Talleyrand für die Diplomatie sei: der versöhnte vornehme Herr, welcher seine Erfahrung und den Einfluß seines Namens dem Genie des Ersten Konsuls leihe. Es war jedoch damit nichts, denn der Erste

Konsul brauchte weniger Geistesglanz, aber mehr Fleiß, als Calonne bewiesen und hatte den Mann, den er brauchte, bereits gefunden an Gaudin, welcher in unsere Finanzen vollkommene Ordnung gebracht. Nichtsdestoweniger umringte auf dies bloße Gerücht hin eine Menge von Bittstellern, die erst kürzlich nach Frankreich zurückgekehrt waren und durch Anstellungen ihrem Vermögen aufhelfen wollten, Herrn von Calonne, in der Meinung, sie könnten keinen passenderen Mann wählen, um sich bei der neuen Regierung einführen zu lassen, zugleich keinen Mann, der durch sein Beispiel ihren Uebertritt zum Ersten Konsul besser rechtfertigte *).

---

*) Es hielten sich in Paris Agenten der entfernten Fürstenfamilie auf, und unter ihnen befanden sich auch einige Leute von Geist, die zuweilen recht gut unterrichtet waren. Diese Agenten statteten fast täglich Berichte ab, von denen ich schon oben gesprochen. Hier einen Auszug aus jenen Berichten in Betreff Calonne's.

„Seit ungefähr einem Monat ist Herr von Calonne nach Paris zurückgekehrt. Bevor er England verlassen, hat er eine Konferenz mit den Ministern gehabt und ist von ihnen zuvorkommend empfangen worden. Man hat ihn gefragt, ob er, wenn er nach Frankreich zurückkehre, nicht auch beabsichtige, wieder in die Verwaltung einzutreten; worauf er geantwortet: seine Grundsätze, sein Benehmen während der Revolution, und seine Ergebenheit gegen die königliche Familie legten ihm die Verpflichtung auf, aus den Händen der neuen Regierung keine Stelle anzunehmen; doch würde er, durch Neigung und Instinkt an Frankreich gefesselt, sich nicht weigern, Rathschläge zu geben, wenn man ihn darum angehe und er sie seinem Vaterlande nützlich erachte.

„Seine Ankunft in Paris hat großes Aufsehen gemacht. Er sieht sich täglich von Besuchen umlagert und von Kreaturen umdrängt, wie in der glänzendsten Zeit seines Glücks und Kredits. Der Glaube, daß er ins Ministerium gezogen werden soll, führt ihm Schwärme von Bittstellern zu und er hat sich vor denselben aufs Land flüchten müssen. Doch scheint dieser Glaube nicht gegründet,

Wer sollte es glauben, daß sich gegenüber so viel Gutem, das theils schon gethan war, theils gethan werden sollte,

---

und sollte er sich überhaupt verwirklichen, so geschieht es gewiß noch nicht jetzt. Alles, was man weiß, ist, daß er vor einigen Tagen Bonaparte vorgestellt werden und mit ihm eine geheime Konferenz haben sollte.

„Er sieht alle seine alten Freunde und spricht sich auf das Offenste mit ihnen aus. Da er selbst Zeuge gewesen ist von der Schwäche und Nichtigkeit der auswärtigen Mächte, glaubt er nicht, daß man bei ihnen die geringste Bürgschaft gegen das Umsichgreifen der Revolution und noch weit weniger einen wirksamen Schutz für die Sache des Königs finden könne. Er wiederholt was wir längst wußten, daß die Männer, welche in Europa regieren, Männer sind, ohne Mittel und Charakter, Männer, welche die Zeit nicht verstehen, in welcher sie leben, welche weder die Gegenwart richtig zu beurtheilen, noch die Zukunft zu ahnen verstehn, und denen es gleich sehr fehlt an dem Muthe der Unternehmung und an der Festigkeit der Ausdauer. Er hält sie alle für preisgegeben an Bonaparte, zitternd vor ihm und bereit, in Demuth seinen Willen zu vollstrecken. Deshalb ist er auch überzeugt, daß man nur in Frankreich an der Herstellung der Monarchie arbeiten darf, nicht indem man sich vordrängt und dumme, lächerliche Komplotte schürt, die mehr geeignet sind, unsere Sache zu entehren, als ihr wahrhafte Erfolge zu verschaffen, sondern indem man sich geräuschlos und ohne Aufsehen bemüht, die öffentliche Meinung umzuwandeln, das Vorurtheil zu zerstören, den Befürchtungen ihre Gründe zu nehmen, alle Diener des Königs zu vereinigen und sie bereit zu halten, um zu seinen Gunsten Vortheil zu ziehen aus allen Ereignissen, welche der natürliche Lauf der Dinge herbeiführen muß.

„Herr von Calonne versichert, daß in England der Enthusiasmus für Bonaparte nicht nur allgemein ist, sondern auch eine Höhe erreicht hat, von der man sich schwer eine Vorstellung machen kann. Der Hof und die Stadt, London und die Provinzen, alle Klassen von Bürgern, von den Ministern bis zu den Handwerkern sind beeifert, sein Lob zu verkünden und besingen um die Wette seine Siege und den Glanz seiner Macht. Uebrigens ist diese Begeisterung nicht

eine Opposition und noch dazu eine so heftige Opposition erheben konnte? Dennoch bereitete sich eine vor gegen die besten Leistungen des Ersten Konsuls und eine Opposition von der äußersten Heftigkeit. Diesmal waren es nicht mehr die gewaltthätigen, der Regierung des Ersten Konsuls radikal entgegengesetzten Parteien, die royalistische oder die revolutionäre, innerhalb deren diese Opposition sich vorbereitete, sondern gerade dieselbe Partei, welche den Sturz des Direktoriums, als einer ungenügenden Regierung gewünscht, unterstützt und eine neue gewandte und zugleich feste Regierung ans Ruder berufen hatte. Die untergeordneten Revolutionärs, Männer der Unordnung und des Blutes, waren in Schranken gehalten, unterworfen oder deportirt, und zogen sich mit jedem Tage mehr in ihre Verborgenheit zurück, um aus derselben nicht wieder hervorzukommen. Die Bösewichte der royalistischen Partei hatten seit der Höllenmaschine das Bedürfniß, wieder zu Athem zu kommen und verhielten sich ruhig. Ueberdies war ein Theil Derer, welche die Landstraßen unsicher machten, mit Waffengewalt auf die Seite gebracht. Die Royalisten von Stande hielten zwar noch immer ungebührliche Reden in den pariser Salons, ließen aber doch schon den Hang hervorblicken, welcher sie später

---

blos England eigenthümlich; sie hat ganz Europa gleichsam angesteckt. Von allen Seiten her eilt man nach Paris, um wenigstens einmal im Leben den großen Mann zu sehn, und die Polizei hat sich genöthigt gefunden, einige Dänen mit Verhaftung zu bedrohen, weil sie auf offener Straße auf die Kniee sanken, so oft sie ihn erblickten.

„Dies ist eine Hauptursache seiner Kraft und unermeßlichen Gewalt. Wie sollten die Franzosen es wagen, gegen ihn zu kämpfen, so lange sie alle europäischen Mächte zu seinen Füßen sehn?“

bewog, die Rolle von Kammerherren und Ehrendamen im Tuilerienpalaste zu übernehmen, den die Bourbonen nicht mehr bewohnten.

Aber die gemäßigte revolutionäre Partei, die sich berufen gesehen, die neue Regierung zu bilden, war getheilt wie jede siegreiche Partei, die eine Regierung bilden will und sich entzweit über die Art und Weise ihrer Konstituirung. Von den ersten Tagen des Konsulats an hatte diese Partei, die in verschiedener Weise am 18. Brumaire Theil genommen, sich in zwei entgegengesetzte Richtungen getheilt, von denen die eine die Revolution zu einer demokratischen und gemäßigten Republik führen wollte, gleich der, welche Washington in Amerika begründet, während die andere sie zu einer der englischen mehr oder minder ähnlichen Monarchie zu führen beabsichtigte, und selbst, wenn es nöthig war, zur alten französischen Monarchie, nach Abzug der alten Vorurtheile und des Lehnswesens doch mit Hinzufügung der Größe. Man trat ins dritte Jahr der Konsularregierung, und wie gewöhnlich schraubten sich die beiden Richtungen eben durch ihren Gegensatz immer höher hinauf. Die Einen wurden fast wieder heftige Revolutionärs, als sie sahen, was geschah, wie die Macht des Ersten Konsuls zunahm, wie die monarchischen Ideen sich verbreiteten, wie sich in den Tuilerien ein Hof bildete, der katholische Kultus hergestellt, oder doch bald hergestellt war, und wie die Ausgewanderten in Schaaren zurückkehrten. Die Andern wurden fast Royalisten von weiland, so sehr waren sie beeilt, rückschreitend zu wirken und eine Monarchie herzustellen, so sehr geneigt, als ganzes Ergebniß der Revolution sich selbst einen aufgeklärten Despotismus gefallen zu lassen. Und was den aufgeklärten Despotismus betrifft, so war allerdings der, welcher sich in die-

sem Augenblick in Frankreich erhob, so genial und verschaffte eine so milde Ruhe, daß die Verführung groß sein mußte. Allein der Gegensatz war auf beiden Seiten so hoch gestiegen, daß bald eine Krisis erfolgen mußte.

Schon in den vorhergehenden Sitzungen mehrfach bewegt, bald durch die Finanzgesetze, bald durch die Specialgerichte war das Tribunat in diesem Jahre noch weit mehr aufgeregt über alles das, was vorging und beim Anblick dieser Regierung, welche so rasch auf ihr Ziel losschritt. Zumal war es entrüstet über das Konkordat, als über den gegenrevolutionärsten Schritt, der sich irgend denken lasse. Der Code civil entsprach seiner Meinung nach nicht genug dem Grundsatze der Gleichheit; selbst diese Friedensverträge, welche die Größe Frankreichs enthielten, mißfielen ihm in ihrer Fassung, wie wir bald sehen werden.

Sieyes, der durch seine konstitutionellen Vorsichtsmaßregeln jede Aufregung verhindern wollte, hatte doch, wie man sieht, keine verhindert, denn Verfassungen schaffen nicht die menschlichen Leidenschaften und sind auch nicht im Stande dieselben zu vernichten; sie sind nichts, als die Bühne, auf welcher diese Leidenschaften sich erzeugen und auftreten. Indem er allen Ernst, alle Geschäftsthätigkeit dem Staatsrath zuertheilt, den Lärm, das Wort, die leere Kritik dem Tribunat; indem er das Letztere auf die Rolle beschränkte, für oder gegen die Regierungsmaßregeln zu plaidiren vor einem gesetzgebenden Körper, welcher nur mit Ja oder Nein zu antworten hatte; indem er über Beide einen müßigen Senat stellte, der in langen Zwischenräumen die Männer wählte, welche in den beiden gesetzgebenden Versammlungen jene zwiefache, ziemlich bedeutungslose Rolle spielen sollten; indem er das Regierungspersonal in demselben Sinne wählte; in-

dem er die für die Geschäfte geeigneten Männer in dem Staatsrath ins Tribunat, die zum Reden geeigneten, zum Lärm geneigten, die Ermüdeten ohne Namen in den gesetzgebenden Körper und die Ermüdeten höheren Ranges in den Senat brachte: hatte Sieyes doch die Leidenschaften der Zeit nicht verhindert, zum Ausbruche zu kommen, ja dieselben sogar, man darf es nicht verschweigen, durch eine gewisse Eifersucht der Körperschaften unter einander vermehrt. Das Tribunat fühlte die deklamatorische Bedeutungslosigkeit seiner Rolle; der gesetzgebende Körper sah die Lächerlichkeit seines Schweigens ein und enthielt überdies viele ehemalige, aus Orden ausgetretene Priester, welche der Abbé Gregoire zu einer zwar schweigsamen, aber lästigen Opposition organisirt hatte. Selbst der Senat, aus welchem Sieyes einen wohlhabenden und ruhigen Reichen hatte machen wollen, war nicht so ruhig, als er es vorausgesetzt. Diese Körperschaft wurde etwas gelangweilt von ihrer müßigen Würde, denn die Senatoren durften kein Staatsamt annehmen und ihre so selten ausgeübte Wahlmacht füllte ihre Zeit bei weitem nicht aus. Alle zusammen beneideten den Staatsrath, der allein mit dem Ersten Konsul den Ruhm der großen Dinge theilte, welche täglich geschahen.

Diese Gesellschaft, welche Sieyes einzuschläfern geglaubt in einer Art von aristokratischer Wirthschaft, nach dem Beispiele Venedigs oder Genua's, regte sich also doch noch, wie ein Kranker, welcher einen Rest von Fieber hat, und konnte wol von einem Gebieter unterworfen, im Zaume gehalten werden, nicht aber eingeschläfert, wie es der Urheber der Verfassung gehofft hatte.

Und merkwürdigerweise fing Sieyes selbst, der Erfinder aller dieser konstitutionellen Einrichtungen, kraft deren auf

der einen Seite so viel, auf der andern so wenig Thätigkeit herrschte, bereits an, seiner eigenen Unthätigkeit überdrüssig zu werden. In seinen Ansichten gemäßigt und selbst monarchisch, hätte er die Handlungen des Ersten Konsuls billigen sollen; allein Ursachen, die einestheils unvermeidlich, anderntheils zufällig waren, begannen die beiden Männer zu entzweien. Dieser große spekulative Geist fand sich genöthigt, Allem zuzusehn, nichts zu thun und mußte wol eifersüchtig werden auf das thätige und mächtige Genie, das sich mit jedem Tage mehr Frankreichs und der Welt bemächtigte. Sieyes sah in den herrlichen Werken Bonaparte's bereits den Keim seiner zukünftigen Fehler und wenn er es noch nicht eben sehr laut sagte, so zeigte er es doch zuweilen an durch sein Schweigen oder durch einen Zug seiner Sprache, die tief war wie sein Gedanke. Eine stets beobachtete Schonung hätte ihn vielleicht beruhigen und wieder für den Ersten Konsul gewinnen können. Allein dieser glaubte etwas zu früh mit Sieyes abgerechnet zu haben durch das Geschenk des Landguts Crosne und hatte überdies, durch seine unermeßlichen Arbeiten ganz in Anspruch genommen, den bedeutenden Mann zu sehr vernachlässigt, welcher ihm am 18. Brumaire so edel den ersten Platz eingeräumt. Sieyes fand in seiner Unthätigkeit, eifersüchtig und verletzt wie er war, selbst an dem großartigen Guten, das gegenwärtig geschah, mancherlei auszusetzen und zeigte sich mürrisch und kühl mißbilligend. Der Erste Konsul war nicht genug Herr seiner Laune, um alles Unrecht auf Seiten seiner Gegner zu lassen. Er sprach von der Leber weg über Sieyes Metaphysik, von seinem ohnmächtigen Ehrgeiz, und ließ hierüber häufig Aeußerungen fallen, die von Uebelwollenden sofort wiederholt und boshaft verdreht wurden. Sieyes standen einige Freunde

zur Seite, wie de Tracy, ein hervorragender Geist, aber nicht religiös, origineller Philosoph einer Schule von wenig Originalität und achtbar von Charakter, Garat, ein beredter Philosoph, aber mehr anspruchsvoll als tief; Cabanis, der sich dem Studium der menschlichen Leiblichkeit gewidmet und nichts über die Gränzen der Materie Hinausliegendes zugeben wollte; Lanjuinais, ein gläubiger Frömmling, ein heftiger Ehrenmann, welcher die Girondisten edel vertheidigt und sich jetzt gern mit dem Gedanken erhitzte, dem neuen Cäsar Widerstand zu leisten. Sie schaarten sich um Sieyes und bildeten im Senat eine bereits merkliche Opposition. Das Konkordat schien ihnen, wie vielen Andern der schlagendste Beweis einer bald bevorstehenden Gegenrevolution.

Der Erste Konsul sah Frankreich und Europa entzückt über sein Werk und konnte daher nicht begreifen, daß die einzigen Tadler eben derselben Werke sich gerade in seiner Nähe befänden. Aergerlich über diese Opposition nannte er die Opponenten im Senat Ideologen, die sich leiten ließen von einem Schmollsüchtigen, dem es leid thue, um die Ausübung der Gewalt, deren er unfähig sei, gekommen zu sein; er nannte die Mitglieder des Tribunats Zänker, denen er schon ins Angesicht zu trotzen und zu beweisen wissen werde, daß man ihn durch Lärm nicht erschrecke; die mehr oder minder zahlreichen Mißvergnügten im gesetzgebenden Körper nannte er Pfaffen, die ihre Kutte ausgezogen, Jansenisten, die der Abbé Gregoire, in Uebereinstimmung mit dem Abbé Sieyes zu einer Opposition gegen die Regierung zu organisiren suche; aber er werde allen diesen Widerstand durchbrechen und man solle ihn nicht leicht hemmen in dem Guten, das er zu vollbringen gedenke. Da er nicht in Versammlungen gelebt, ging ihm jene Kunst ab, die Menschen zu schonen,

die selbst Cäsar, so mächtig er war, nicht vernachlässigte und die er im römischen Senat gelernt hatte. Der Erste Konsul sprach sein Mißvergnügen öffentlich und keck aus im Gefühl seiner Kraft, seines Ruhmes und hörte nicht auf den weisen Cambacères, der in der Behandlung der Versammlungen sehr erfahren war und ihm vergeblich rieth, Mäßigung und Rücksicht zu beobachten. „Man muß, erwiderte der Erste Konsul, diesen Leuten beweisen, daß man sie nicht fürchtet, und sie werden Furcht haben, wenn man selbst keine hat.“ Das waren bereits, wie man sieht, die Sitten und die Ideen des reinen Königthums, die immer mehr zum Vorschein kamen, je näher der Augenblick rückte, in welchem die Monarchie unvermeidlich werden sollte.

Die Opposition tauchte nicht blos in den Staatskörperschaften auf, sondern auch im Heere. Die Masse des Heeres, wie die Masse der Nation wußte die großen, seit zwei Jahren erreichten Resultate anzuerkennen und war dem Ersten Konsul gänzlich ergeben. Unter den Anführern jedoch fanden sich Mißvergnügte, theils solche, die es aus aufrichtiger Gesinnung, theils aber auch solche, die es nur aus Neid waren. Die Ersteren waren die aufrichtigen Revolutionärs, die mit Verdruß die Rückkehr der Auswanderer und die demnächst bevorstehende Nöthigung sahen, in ihren Uniformen in den Kirchen zu erscheinen. Die Mißvergnügten aus Eifersucht waren Diejenigen, die es verdroß, daß Einer, der ihres Gleichen gewesen, sie zuerst an Ruhm übertroffen und jetzt im Begriff war, ihr Gebieter zu werden. Die Ersteren gehörten mehr dem italienischen Heere an, welches stets offen revolutionär gewesen; die Zweiten mehr dem Rheinheere, das ruhig und gemäßigt, aber ein wenig neidisch gewesen war.

Die Anführer des italienischen Heeres, dem Ersten Konsul allgemein ergeben, aber heißblütige Herzen liebten weder die Priester, noch die Auswanderer, beklagten sich, daß man aus ihnen Kirchenmenschen machen wolle, und sprachen alles dies in der eigenthümlichen, eben nicht sehr schicklichen Soldatensprache aus. Augereau und Lannes, schlechte Politiker, aber heldenmüthige Krieger, besonders der Zweite, der ein ausgezeichneter Kriegsmann war, erlaubten sich die seltsamsten Aeußerungen. Lannes war Kommandant der Konsulargarde geworden und verwaltete die Kasse derselben mit einer Freigebigkeit, die der Erste Konsul kannte und gestattete. Der Generalstab dieser Garde hatte ein reich eingerichtetes Hotel inne. Hier hielt Lannes offene Tafel für alle seine Kameraden und hier ließ er sich bei soldatischen Festmahlen gehn in Anzüglichkeiten auf den Gang der Regierung. Der Erste Konsul brauchte nicht zu befürchten, daß dadurch die Ergebenheit dieser in Muße lebenden Soldaten gegen ihn geschwächt würde, sondern konnte sicher sein, sie beim ersten Wink wieder auf seiner Seite zu sehn und Lannes mehr als irgend einen Andern. Allein es war doch gefährlich, diesen Köpfen und diesen Zungen noch weiter den Zügel schießen zu lassen, und Bonaparte beschied Lannes zu sich. Dieser war es gewohnt, mit seinem Obergeneral sehr vertraulich umzugehn und erlaubte sich einige Aufwallungen, die jedoch bald durch die ruhige Ueberlegenheit des Ersten Konsuls niedergehalten wurden. Er entfernte sich, unglücklich über seinen Fehler, unglücklich, daß er sich diese Unzufriedenheit zugezogen. In einer Regung ehrenwerther Empfindlichkeit wollte er die Ausgaben bezahlen, welche mit Einwilligung des Ersten Konsuls der Kasse der Garde zur Last gefallen waren. Allein dieser General, der in Italien so lange Krieg geführt, besaß fast

gar nichts. Augereau, ein eben so unüberlegter Kopf, aber ein vortreffliches Herz, lieh ihm eine Summe, die seine ganze Habe ausmachte, und sagte ihm: „Da, nimm dies Geld, geh' zu dem Undankbaren, für den wir unser Blut vergossen haben, gieb ihm zurück, was wir der Kasse schuldig sind und laß uns Beide ihm nicht ferner verpflichtet sein." Der Erste Konsul gestattete es aber nicht, daß diese alten Waffengefährten, Helden und doch zugleich Kinder, sich von dem Bande ihrer Zuneigung zu ihm losrissen. Er brachte sie auseinander. Lannes erhielt eine vortheilhafte Gesandtschaft, die nach Portugal. Der Konsul Cambacérès wurde mit der Ausgleichung dieser Angelegenheit beauftragt. Augereau erhielt die Weisung, in Zukunft besonnener zu sein und zu seinem Heere zurückzukehren.

Allein diese Auftritte wurden von Uebelwollenden übertrieben, mit Entstellung verbreitet und machten auf die öffentliche Meinung, namentlich in den Provinzen, einen schlimmen Eindruck. Nirgend zwar zogen sie dem Ersten Konsul einen Tadel zu, denn man war geneigt, ihm gegen jede Opposition Recht zu geben; doch flößten sie Besorgniß ein und ließen ernste Schwierigkeiten für die Macht befürchten, deren Befestigung man sehnlichst wünschte *).

---

*) Vergl. folg. Stelle aus einem Briefe Talleyrand's, der sich wenige Zeit nachher Behufs der Organisirung der italienischen Konsulta nach Lyon begeben hatte.

Lyon, den 7. Nivose des Jahres X (28. December 1801.)

General!

Ich habe die Ehre, Ihnen anzuzeigen, daß ich heute ein ein halb Uhr Morgens in Lyon eingetroffen bin. Die Straße durch Burgund ist bis auf sechs oder acht Stunden nicht besonders schlecht,

Diese Auftritte mit den Offizieren des italienischen Heeres waren Auftritte unter Freunden, die sich heute entzweien und morgen wieder umarmen. Etwas ernster waren die mit den kälteren und mehr zum Hasse geneigten Generalen des Rheinheeres. Leider begann eine unselige Zwietracht zwischen dem Obergeneral des italienischen und dem Obergeneral des Rheinheeres, zwischen Bonaparte und Moreau.

Seit dem österreichischen Feldzuge, dessen glücklichen Erfolg er wenigstens theilweise dem Ersten Konsul verdankte, welcher ihm das schönste Heer Frankreichs zu befehligen gegeben, galt Moreau für den zweiten General der Republik. Im Grunde täuschte sich Niemand über seinen Werth: Man wußte wol, daß er ein mittelmäßiger, großer Kombinationen unfähiger Geist sei und daß es ihm ganz an politischem Blick fehle. Aber man berief sich auf seine wirklichen

---

und die in der Nähe dieser Linie angestellten Präfekten haben die Regung der Begeisterung benutzt, welche die Hoffnung auf Ihre Durchfahrt erregt, um die Wegebesserung thätig zu betreiben. Ueberall, wo ich einige Gemeinden, einige Wohnungen gefunden, hörte ich auch: Es lebe Bonaparte! Auf den zehn letzten Stunden, die ich während der Nacht zurückgelegt, kam Jedermann mit einem Licht in der Hand auf den Weg, um dieselben Worte zu wiederholen. Es ist ein Ausruf, den Sie beständig zu hören bestimmt sind.

Die Geschichte mit dem General Lannes hatte sich verbreitet und schien die Leute vielfach zu beschäftigen. Der Unterpräfekt von Autun und ein Bürger von Avallon erwähnten derselben gegen mich, aber mit verschiedenen Nebenumständen, welche ihnen in Briefen aus Paris als Anekdoten mitgetheilt waren. Ich habe von Neuem Gelegenheit gehabt zu bemerken, in welchem Grade Alles, was sich auf Ihre Person bezieht, sich der öffentlichen Aufmerksamkeit bemächtigt und sofort ganz Frankreich beschäftigt.

Vorzüge, darauf, daß er ein verständiger, vorsichtiger und kraftvoller General sei, um ihn zu einem großen Feldherrn zu stempeln, welcher wol fähig sei, dem Besieger Aegyptens und Italiens die Spitze zu bieten. Die Parteien haben einen wunderbaren Instinkt, die Schwachheiten hervorragender Männer zu errathen. Abwechselnd schmeicheln sie ihnen oder beleidigen sie, bis sie den Zugang zu ihrem Herzen gefunden, durch den sie ihr Gift hineinträufeln können. Moreau's schwache Seite hatte sie bald entdeckt: es war die Eitelkeit; indem sie ihm geschmeichelt, hatten sie ihm eine unselige Eifersucht eingeflößt, die ihn eines Tages ins Verderben stürzen sollte. Um das Unglück voll zu machen, hatte Moreau eine Ehe geschlossen, die mit dazu beitrug, ihn auf diesen schlimmen Weg zu führen. Die Franen der beiden Familien Bonaparte und Moreau hatten sich entzweit, um solche Erbärmlichkeiten, um welche sich die Weiber zu entzweien pflegen. In der Familie Moreau's suchte man ihn zu überreden, daß er der Erste und nicht der Zweite sein müßte; der General Bonaparte sei übel gegen ihn gelaunt, suche seinen Werth herabzusetzen und ihn eine untergeordnete Rolle spielen zu lassen. Moreau, dem es an Charakter fehlte, hatte diesen gefährlichen Einflüsterungen nur allzusehr Gehör gegeben. Und doch hatte der Erste Konsul keinerlei Unrecht gegen ihn begangen, ihn vielmehr mit Auszeichnungen aller Art überhäuft und mehr Gutes von ihm gesagt, als er eigentlich dachte, besonders in Betreff der Schlacht von Hohenlinden, welche er öffentlich für ein Meisterstück der Kriegskunst erklärte, während er sie im Stillen mehr für eine glückliche Fügung, als für eine kundige und überlegte Kombination hielt. Kurz, er hatte ihn stets mit überlegter Höflichkeit behandelt, da er seine schwachen Seiten kannte und wohl wußte, in welcher Weise

man die erste Vernachlässigung gegen ihn würde geltend machen. Sobald aber Moreau sich das erste Unrecht hatte zu Schulden kommen lassen, blieb auch er nicht zurück und kam ihm mit der gewöhnlichen Schnelligkeit seines Charakters schnell gleich. Eines Tages ersuchte er Moreau, ihn bei einer Revue zu begleiten; Moreau schlug es trocken aus, um nicht mit dem Generalstab des Ersten Konsuls verschmolzen zu werden, und entschuldigte sich damit, daß er kein geeignetes Pferd habe. Diese Weigerung verletzte den Ersten Konsul und er vergalt sie ihm bald durch etwas Aehnliches. Bei einer der großen Festlichkeiten, die man oft Gelegenheit fand zu geben, waren alle hohen Staatsbeamten zu einem Diner in den Tuilerien eingeladen. Moreau befand sich auf dem Lande; da er aber einen Tag vor dem Feste in Geschäften zurückkehrte, besuchte er den Konsul Cambacères, um sich mit ihm über die Angelegenheit zu besprechen, die ihn herführte. Cambacères, der stets bemüht war, zu versöhnen, empfing Moreau auf das Beste. Ueberrascht, ihn in Paris zu sehn, eilte er zum Ersten Konsul, um ihn zu benachrichtigen, und bat ihn dringend, den Obergeneral des Rheinheeres zum großen Diner des folgenden Tages einzuladen. „Er hat mir öffentlich eine abschlägige Antwort gegeben, entgegnete der Erste Konsul, und dem will ich mich nicht zum zweiten Male aussetzen.“ — Nichts konnte ihn davon abbringen, und während am folgenden Tage alle Generale und hohen Beamten der Republik in den Tuilerien an der Tafel des Ersten Konsuls saßen, rächte sich Moreau für die Vernachlässigung dadurch, daß er öffentlich und in Civilkleidung mit einer Anzahl mißvergnügter Offiziere bei einem der besuchtesten Restaurateure der Hauptstadt zu Mittag aß. Dies wurde sehr bemerkt und machte einen schlimmen Eindruck.

Von diesem Tage ab, also vom Herbst des Jahres 1801, trat zwischen Bonaparte und Moreau eine große Kühle ein. Bald wußte es Jedermann, und die feindlichen Parteien beeilten sich, es zu benutzen. Sie erhoben Moreau auf Kosten Bonaparte's und suchten Beider Herzen zu erfüllen mit dem Gifte des Hasses. Diese Kleinlichkeiten scheinen vielleicht der Geschichte unwürdig; allein Alles, was dazu dient, die Menschen kennen zu lehren, selbst beklagenswerthe Kleinlichkeiten der größten Männer, ist der Geschichte würdig, denn Alles, was uns unterrichten kann, gehört ihr an. Bedeutende Personen kann man nicht genug warnen vor der Jämmerlichkeit der Beweggründe, welche sie oft entzweien, zumal wenn ihre Zwietracht zur Zwietracht des Vaterlandes wird.

Die Eröffnung der Sitzung des Jahres X fand am 1. Frimaire (22. November 1801) statt, gemäß der Bestimmung der Verfassung, welche sie auf diesen Tag festsetzte. Gewiß, hatte man jemals Grund, mit Stolz vor einer gesetzgebenden Versammlung zu erscheinen, so konnte man es mit dem sein, was die Konsularregierung damals vorzulegen hatte. Der mit Rußland, England, den deutschen, den italienischen Mächten, mit Portugal, mit der Pforte und mit allen diesen Mächten unter ausgezeichneten Bedingungen abgeschlossene Friede; ein Plan zur Versöhnung mit der Kirche, welcher die religiösen Wirren beendigte, die französische Kirche nach den Grundsätzen der Revolution reformirte und doch zugleich die Zustimmung der Orthodoxen zu den Erfolgen dieser Revolution auswirkte, ein Code civil, ein seitdem von der ganzen Welt bewundertes Denkmal; Gesetze von hoher Nützlichkeit in Betreff des öffentlichen Unterrichts, der Ehrenlegion und einer Menge anderer wichtiger Gegenstände; Finanzpläne,

welche die Ausgaben und Einkünfte des Staates vollkommen ins Gleichgewicht setzten: was konnte es Vollständigeres, Außerordentlicheres geben, um es einer Nation anzubieten, als eine solche Gesammtheit von Leistungen? Und doch wurden alle diese Dinge, wie man sogleich sehen wird, sehr schlecht aufgenommen.

Diese Sitzung des gesetzgebenden Körpers wurde in diesem Jahre mit einer gewissen Feierlichkeit eröffnet. Der Minister des Innern war beauftragt, bei dieser Eröffnung den Vorsitz zu führen. Man hielt auf beiden Seiten einige Förmlichkeitsreden und schien die Formen nachahmen zu wollen, welche in England gebräuchlich sind, wenn das Parlament von Kommissarien eröffnet wird. Dieses neue, einem konstitutionellen Königreich entlehnte Ceremoniell wurde von den Opponenten mit Mißvergnügen bemerkt. Das Tribunat und der gesetzgebende Körper konstituirten sich und man begann jene Art von Kundgebungen, durch welche Versammlungen gern ihre geheime Gesinnung darlegen: die Wahl der Personen. Der gesetzgebende Körper ernannte zum Vorsitzenden Dupuis, den Verfasser des bekannten Buches über den Ursprung aller Religionen. Dupuis gehörte nicht so sehr zur Opposition, als man nach seinem Buche hätte glauben können, denn in einer Unterredung mit dem Ersten Konsul hatte er diesem gestanden, daß die Versöhnung mit Rom nothwendig sei; allein sein Name war dennoch von großer Bedeutung in einem Augenblick, da das Konkordat einen der Hauptanklagepunkte gegen die Politik der Konsularregierung bildete. Die Absicht war leicht zu bemerken und wurde auch vom Publikum verstanden, besonders vom Ersten Konsul, welcher sich die Bedeutung dieses Schrittes noch übertrieb.

Als die beiden Versammlungen, welche die gesetzgebende

Gewalt ausübten, das Tribunat und der gesetzgebende Körper, konstituirt waren, legten drei Staatsräthe den Bericht über die Lage der Republik vor. Dieser vom Ersten Konsul diktirte Bericht war einfach und edel in seiner Sprache, großartig in Bezug auf die Dinge, welche er enthielt, und machte auf die öffentliche Meinung einen tiefen Eindruck. Am folgenden Tage erschien dann ein zahlreiches Gefolge von Staatsräthen mit einer Reihe von Gesetzesvorschlägen, wie sie eine Regierung selten Gelegenheit hat, ihren versammelten Kammern vorzulegen. Es waren die Entwürfe, welche die Friedensverträge mit Rußland, Baiern, Neapel, Portugal, Amerika und der ottomanischen Pforte in Gesetze verwandeln sollten. Der mit England in London vorläufig unter der Form von Präliminarien abgeschlossene Friede sollte in diesem Augenblick auf dem Kongreß von Amiens die Form eines definitiven Vertrages erhalten und konnte dem gesetzgebenden Körper noch nicht zur Berathung vorgelegt werden. Das Konkordat wollte man noch nicht sogleich dem Uebelwollen der Opponenten aussetzen. Der Staatsrath Portalis las darauf über den Code civil im Allgemeinen eine Rede vor, welche berühmt geblieben ist. Die ersten drei Titel dieses Gesetzbuches wurden zugleich von drei Staatsräthen vorgelegt; der erste bezog sich auf die Veröffentlichung der Gesetze; der zweite auf den Genuß und die Entziehung der bürgerlichen Rechte; der dritte auf die Familienregister. Man sollte denken, ein solches Programm von Gesetzgebungsarbeiten hätte jede Opposition beseitigen müssen; allein dem war nicht so. Als, dem Gebrauche gemäß, diese Entwürfe dem Tribunat mitgetheilt wurden, veranlaßte die Mittheilung des Friedensvertrages mit Rußland einen äußerst heftigen Auftritt. Der 3. Artikel dieses Ver-

trages enthielt eine wichtige Bestimmung, in welcher sich die beiden Regierungen gegen die geheimen Umtriebe sicherten, die sie im Falle gegenseitigen Uebelwollens sich gegen einander hätten erlauben können. „Sie versprechen sich, sagte dieser Artikel, nicht zu dulden, daß irgend einer ihrer Unterthanen, irgend welche direkte oder indirekte Korrespondenz mit den inneren Feinden der gegenwärtigen Regierung der beiden Staaten unterhalte, in denselben Grundsätze verbreite, die ihrer betreffenden Verfassung zuwider sind oder Unruhen anschüre." Die französische Regierung hatte dabei die Ausgewanderten, die russische Polen im Auge gehabt. Nichts war natürlicher als eine solche Vorsichtsmaßregel, besonders für die französische Regierung, welche die Bourbonen zu befürchten und zu überwachen hatte. Allein zur Bezeichnung der Personen, welche einen Angriff auf die gemeinschaftliche Ruhe der beiden Länder machen könnten, hatte man ein Wort gewählt, das sich als ein in der diplomatischen Sprache am häufigsten gebrauchter Ausdruck ganz natürlich darbot: das Wort Unterthanen. Man hatte es ohne irgend eine Absicht angewandt, weil es das gewöhnliche Wort in allen Verträgen ist und weil man eben so gut spricht von den Unterthanen einer Republik, als von den Unterthanen einer Monarchie. Kaum war die Lesung des Vertrages beendigt, als der Tribun Thibaut, ein Oppositionsmitglied, um das Wort bat. „Es hat sich, sagte er, in den Text dieses Vertrages ein Ausdruck eingeschlichen, der in unserer Sprache unzulässig ist und in derselben nicht geduldet werden darf. Ich meine das Wort Unterthanen in seiner Anwendung auf die Bürger des einen der beiden Staaten. Eine Republik hat keine Unterthanen, sondern nur Bürger. Es ist ohne Zweifel nur ein Fassungsirrthum, allein es ist unerläßlich,

denselben zu beseitigen.“ — Diese Worte erzeugten heftige Aufregung, wie es stets geschieht in einer Versammlung, die schon im Voraus bewegt ist, ein Ereigniß erwartet und bei jedem Anlaß, selbst bei dem geringfügigsten aufzittert, wenn derselbe an das anstreift, was die Gemüther beschäftigt. Der Präsident schnitt die Erklärung, zu der es eben kommen sollte, kurz ab, indem er bemerklich machte, daß die Berathung in diesem Augenblick noch nicht eröffnet sei und daß man daher diese Bemerkungen aufsparen müsse, bis der Vertrag auf den Bericht einer Kommission zur Erörterung gebracht werde. Diese Erinnerung an die Geschäftsordnung verhinderte das sofortige Ausbrechen des Tumults und sogleich wurde eine Kommission ernannt.

Diese Kundgebung vergrößerte die in dem großen Staatskörper bereits herrschende Aufregung und reizte den Zorn des Ersten Konsuls noch mehr. Die Kundgebungen vermittelst der Wahlen dauerten fort. Im Senat waren mehrere Stellen zu besetzen. Eine war durch den Tod des Senators Crassous erledigt; zwei andere mußten der Verfassung gemäß jetzt besetzt werden; denn man wird sich erinnern, daß diese Verfassung von den 80 Senatorenstellen, welche die Gesammtzahl des Senats bildeten, zunächst nur 60 besetzt hatte und daß, um die bestimmte Zahl zu erreichen, zehn Jahre hindurch, jährlich 2 ernannt werden mußten. Man hatte also in diesem Augenblick 3 Stellen zu vergeben, die durch den Tod des Senators Crassous erledigte mit eingerechnet. Nach der Verfassung schlugen der Erste Konsul, der gesetzgebende Körper und das Tribunat Jeder einen Kandidaten vor und der Senat hatte dann unter den Vorgeschlagenen zu wählen.

Man begann zu diesem Behuf die Abstimmung, sowol

im gesetzgebenden Körper, als im Tribunat. Im Tribunat schlug die Opposition Daunou vor, welcher sich öffentlich mit dem Ersten Konsul entzweit bei Gelegenheit der Specialgerichte, die in der vorigen Sitzung so vielfach erörtert waren. Er war nicht mehr im Tribunat erschienen, denn er wolle, sagte er, allen Gesetzgebungsarbeiten fremd bleiben, so lange die Tyrannei dauere. Er hatte in der That Wort gehalten und war im Tribunat nicht wieder gesehn worden. Die Opponenten hatten also Daunou gewählt, als den dem Ersten Konsul unangenehmsten Kandidaten. Die entschiedenen Anhänger der Regierung schlugen einen der Verfasser des Code civil vor, Bigot de Préameneu. Weder der Eine, noch der Andere siegte. Die Stimmenmehrheit erhielt ein Kandidat ohne Parteibedeutung, der Tribun Desmeuniers, ein gemäßigter Mann, der durch seine Beziehungen dem Ersten Konsul nicht fremd war. Der gesetzgebende Körper aber sprach sich klarer aus und ernannte zu seinem Kandidaten für den Senat den Abbé Grégoire. Diese Wahl, nach Uebertragung des Vorsitzes an Dupuis, war eine doppelt deutliche Kundgebung gegen das Konkordat. Bigot de Préameneu hatte in dieser Versammlung ungefähr $^2/_5$ der Stimmen erhalten.

Der Erste Konsul wollte von seiner Seite einen bezeichnenden Vorschlag machen. Er hätte abwarten können, bis die beiden Körperschaften, welche gleichzeitig mit der vollziehenden Gewalt Kandidaten vorzuschlagen beauftragt waren, diese Kandidaten für die noch zu besetzenden beiden Stellen gewählt; denn es war zu erwarten, daß der gesetzgebende Körper und das Tribunat, um nicht mit einer so populären Regierung, wie der des Ersten Konsuls, entschieden zu brechen, überdies bereits in jene schwankende Bewegung der

Versammlungen hineingerathen, welche heute stets zurückweichen, wenn sie sich gestern zu weit vorgewagt, es war zu erwarten, daß sie minder schneidende Wahlen treffen und selbst für die zwei noch übrigen Kandidaturen Namen bezeichnen würden, welche die Regierung annehmen könnte. So war z. B. die Bezeichnung Desmeuniers eine Wahl, welche der Erste Konsul ganz gut zugeben konnte, denn er hatte versprochen, ihn für seine Dienste durch eine Stelle im Senat zu belohnen. Es war anzunehmen, daß der Name Bigot's de Préameneu aus einer der Abstimmungen des gesetzgebenden Körpers oder des Tribunats hervorgehn würde. Dann konnte der Erste Konsul für seinen Theil diejenigen der von den Versammlungen bezeichneten Kandidaten vorschlagen, welche ihm am meisten zusagten, und in diesem Falle hatte ein Name, der unter drei Autoritäten von zweien vorgeschlagen wurde, fast die Gewißheit, von der Majorität des Senats angenommen zu werden. Der Konsul Cambacères rieth zu diesem Verfahren; allein es war dies eine schonende Weise, die bei der Repräsentativregierung vielfach angewandt wird, die aber dem Ersten Konsul ganz und gar nicht zusagte. Dem General und Staatsbeamten war diese Regierungsform fremd; er mochte nicht so dem gesetzgebenden Körper oder dem Tribunat hintennach folgen und abwarten, wem sie den Vorzug geben würden, um sich danach in seiner Wahl zu richten. Demgemäß schlug er sofort nicht nur einen, sondern gleichzeitig drei Kandidaten vor und zwar drei Generale. Trotz der Hoffnungen, die er früher Desmeuniers gemacht, schob er ihn jetzt bei Seite, da er unzufrieden mit ihm war, weil er sich nicht entschieden genug in den bereits begonnenen Erörterungen über den Code civil ausgesprochen, und schlug die Generale Jourdan, Lamartillière und Berruyer vor.

Man muß gestehn, daß diese Generale für die gegenwärtigen Umstände trefflich gewählt waren. General Jourdan war, wie es geschienen, gegen den 18. Brumaire gewesen, aber er genoß der allgemeinen Achtung, benahm sich verständig und war seitdem zum Gouverneur von Piemont ernannt worden. Indem er ihn dem Senat vorschlug, bewies der Erste Konsul die wahre Unparteilichkeit, die sich für ein Regierungsoberhaupt geziemt. Der General Lamartillière war der älteste Offizier der Artillerie und hatte alle Feldzüge der Revolution mitgemacht. General Berruyer war ein sehr alter Infanterieoffizier, welcher noch den siebenjährigen Krieg mitgemacht und in den Heeren der Republik verwundet worden war. Es waren also nicht seine Kreaturen, die Bonaparte zu belohnen vorschlug, sondern alte Diener Frankreichs aus allen Zeiten. Hatte man sich einmal zu diesem stolzen und trotzigen Verfahren entschlossen, so konnte man keine würdigeren Wahlen treffen. Was noch mehr auffiel, sie wurden in einer Bevorwortung mit Gründen unterstützt. Der Sinn dieser Bevorwortung hatte eine hohe Bedeutung. Ihr habt den Frieden, sagte die Regierung dem Senat; Ihr verdankt ihn dem Blute, welches die Generale vergossen in hundert Schlachten. Nehmt sie auf in Euern Schooß und beweist ihnen dadurch, daß das Vaterland nicht undankbar gegen sie ist.

Der Senat versammelte sich und wurde durch viele Intriguen in Bewegung gesetzt. Sieyes, welcher gewöhnlich auf dem Lande lebte, verließ es bei dieser Gelegenheit und kam, sich in diese Intriguen einzumischen. Man verleitete viele gute Leute, so z. B. den alten Kellermann, indem man ihnen sagte, der gesetzgebende Körper werde, wenn man seinem Kandidaten, dem Abbé Grégoire, den Vorzug gäbe, zur Vergeltung für die zweite zu vergebende Stelle den General

Lamartillière vorschlagen, einen der drei Kandidaten des Ersten Konsuls, und dann wolle man, indem man etwas später diesen General ernenne, gleichzeitig zwei Autoritäten befriedigen, den gesetzgebenden Körper und die Regierung. Diese Umtriebe gelangen und der Abbé Grégoire wurde mit großer Stimmenmehrheit zum Senator erwählt.

Während diese persönlichen Wahlen die Gemüther bewegten und den Opponenten große Freude machten, nahmen die Erörterungen im gesetzgebenden Körper und im Tribunat den betrübendsten Charakter an. Der Vertrag mit Rußland war wegen des Wortes „Unterthanen" ein Gegenstand heftigen Streites geworden in der Kommission des Tribunats. Costaz, der Berichterstatter dieser Kommission, welcher nicht zur Oppositionspartei gehörte, hatte die Regierung um einige Aufschlüsse gebeten. Der Erste Konsul hatte ihn empfangen, ihm den Sinn des vielfach angegriffenen Artikels erklärt, ihm den Grund der Aufnahme desselben in den Friedensvertrag mitgetheilt und ihm in Betreff des Wortes „Unterthanen" mit dem Wörterbuch der Akademie in der Hand bewiesen, daß dies Wort in der diplomatischen Sprache eben so gut von den Bürgern einer Republik, als von denen einer Monarchie gelte. Um ihn vollends zu überzeugen, hatte er ihm sogar mehrere Einzelnheiten über die Verhältnisse Frankreichs und Rußlands erzählt, welche die Ausgewanderten berührten. Ueberzeugt durch seine einleuchtenden Erklärungen, erstattete Costaz seinen Bericht in einem dem fraglichen Artikel günstigem Sinne; doch tadelte er, eingeschüchtert durch die Heftigkeit des Tribunats, die Anwendung des Wortes „Unterthanen" und erzählte die Sachen auf eine ziemlich ungeschickte Weise, welche Rußland den Anschein einer schwachen Regierung geben konnte, welche die Ausgewanderten dem Ersten

Konsul preisgebe, und dem Ersten Konsul den Schein der Verfolgungssucht, als ob er den Ausgewanderten bis in ihre fernste Zufluchtsstätte nachjage. Wie es vorsichtigen Männern, welche alle Parteien zugleich schonen wollen, oft zu gehen pflegt, mißfiel Costaz gleich sehr der Opposition und dem Ersten Konsul, welchem er Rußland gegenüber eine Blöße gab.

Als der Tag der Erörterung erschien (7. Decbr. 1801) machte der Tribun Jard-Panvilliers den Antrag, die Debatte im geheimen Ausschuß stattfinden zu lassen. Dieser sehr verständige Vorschlag wurde angenommen. Sobald sich die Tribunen befreit sahen von der Gegenwart des Publikums, das ihnen übrigens nicht sehr günstig gestimmt war, ließen sie sich auf eine unbegreifliche Weise in ihrer Aufwallung gehn. Sie wollten den Vertrag durchaus verwerfen und beim gesetzgebenden Körper die Verwerfung desselben beantragen. Hat jemals eine strafbare Thorheit stattgefunden, so geschah es hier; denn um eines dazu noch richtigen und ganz unschuldigen Wortes willen einen solchen so langwierigen und so schwierig abzuschließenden Vertrag zu verwerfen, welcher uns den Frieden verschaffte mit der ersten Macht des Festlandes, das hieß sinnlos und rasend handeln. Chenier und Benjamin Constant überließen sich den heftigsten Reclamationen. Chenier ging so weit, daß er behauptete, er habe wichtige Dinge über diese Frage zu sagen; er werde sie aber nur sagen in öffentlicher Sitzung, weil er wünsche, daß ganz Frankreich sie hören könne. Man antwortete ihm, es sei besser, er fange damit an, sie seinen Kollegen mitzutheilen. Er wich aber zurück, und ein unbekannter Tribun, ein einfacher Mann von gesundem Sinn, brachte die Gemüther durch eine kurze Anrede wieder zur Vernunft. „Von der

Diplomatie, sagte er, verstehe ich nichts, ich kenne weder ihre Kunst, noch ihre Sprache. Aber ich sehe in dem uns vorgelegten Vertrage einen Friedensvertrag, und ein Friedensvertrag ist eine köstliche Sache, die man ganz annehmen muß mit allen dazu gehörigen Worten. Glaubt mir, Frankreich würde Euch eine Verwerfung nicht verzeihen und die Verantwortlichkeit, welche dann auf Euch lastete, wäre furchtbar. Ich trage also darauf an, daß die Erörterung geschlossen, die Sitzung wieder öffentlich gemacht und der Vertrag sofort zur Abstimmung gebracht werde." — Nach diesen kurzen Worten, welche mit Ruhe und Einfachheit gesprochen wurden, wollte man zur Abstimmung schreiten, als einer der Opponenten wegen der späten Stunde Vertagung auf den folgenden Tag beantragte. Die Vertagung wurde angenommen. Am folgenden Tage war der Tumult eben so groß. Benjamin Constant las eine niedergeschriebene Rede, die sehr entwickelt, sehr spitzfindig ausgeführt war. Chenier deklamirte aufs Neue mit Heftigkeit und sagte: „Fünf Millionen Franzosen sind in den Tod gegangen, um nicht mehr Unterthanen zu sein und dieses Wort muß begraben bleiben unter den Trümmern der Bastille." Die Mehrheit war dieser heftigen Aeußerungen überdrüssig und wollte ein Ende machen, als ein Brief vom Staatsrath Fleurieu an den Berichterstatter Costaz ankam. Costaz hatte die Erklärungen, welche er in seinem Bericht mitgetheilt, als offizielle bezeichnet und zu verstehen gegeben, daß sie vom Ersten Konsul kämen. Schaffen Sie dafür den positiven Beweis, hatte man ihm geantwortet. Er hatte dadurch eine Erklärung Fleurieu's veranlaßt, des Staatsraths, welcher den Entwurf vertheidigen sollte. Nachdem dieser den Befehl des Ersten Konsuls eingeholt, schickte er die gewünschte Erklärung, fügte aber mehrere Berichtigun=

gen hinzu, welche Costaz's Bericht unerläßlich machten und welche die Debatte wieder belebten. Ginguené beendigte sie durch einen epigrammatischen und hier nicht recht hergehörigen Antrag. Anerkennend, daß es schwierig sei, eines mißfälligen Wortes wegen einen Friedensvertrag zu verwerfen, machte er den Antrag, einen folgendermaßen abgefaßten Ausspruch zu thun: „Aus Liebe zum Frieden nimmt das Tribunat den mit dem russischen Hofe abgeschlossenen Vertrag an."

Girardin, eins der verständigsten und geistreichsten Mitglieder des Tribunats, bewirkte, daß alle diese Vorschläge verworfen wurden und die Versammlung unmittelbar zur Abstimmung schritt. Am Ende wollte das Tribunat auch weiter nichts, als dem Ersten Konsul durch die persönlichen Wahlen Zeichen der Unzufriedenheit geben; es wünschte nicht, mit ihm einen Kampf zu beginnen, zumal auf Grund eines Vertrages, dessen Verwerfung ihm öffentliche Mißbilligung zugezogen hätte. Er wurde mit 77 gegen 14 Stimmen angenommen. Die Annahme im gesetzgebenden Körper ging ganz ohne Tumult vor sich, Dank der Form der Institutionen.

Dieser Auftritt machte in Paris einen peinlichen Eindruck. Man sah den Ersten Konsul nicht an wie einen Minister, der in Gefahr kommen kann, die Majorität zu verlieren, und fürchtete nicht für sein politisches Bestehen; man hielt ihn für hundertmal nothwendiger, als ein König in einer wohlgeordneten Monarchie erscheint. Aber man sah mit Verdruß den geringsten Anschein neuer Störungen, und die Freunde einer weisen Freiheit fragten einander, wie ein solcher Kampf, wenn er länger dauere, endigen könne bei einem Charakter gleich dem Bonaparte's und bei einer Ver-

fassung, in der man es vernachlässigt, die Macht der Kammerauflösung zu gestatten.

In der That, wäre die Auflösung möglich gewesen, so würde die Schwierigkeit bald gehoben worden sein, denn das zusammengerufene Frankreich hätte von den Gegnern der Regierung auch nicht einen Einzigen wieder erwählt. Allein da sich die Staatsmächte genöthigt sahen, mit einander zu leben bis zur fünftelsweisen Erneuerung, so waren sie, wie unter dem Direktorium, einer gegenseitigen Gewaltthätigkeit ausgesetzt, und fand etwas der Art statt, so konnte offenbar weder das Tribunat, noch der gesetzgebende Körper den Sieg davontragen. Eine Willensäußerung des Ersten Konsuls genügte, um sowol die Verfassung als diejenigen, welche einen solchen Gebrauch von ihr machten, zu vernichten. Deshalb zitterten denn auch alle verständigen Männer, als sie diesen Stand der Dinge sahen.

Die Erörterung des Code civil vergrößerte nur die Befürchtungen. Gegenwärtig, da die Zeit dem Gesetzbuch die allgemeine Achtung gewonnen hat, stellt man sich's kaum vor, wie vielfacher Tadel damals gegen dasselbe laut wurde. Zunächst sprachen die Opponenten ihr großes Erstaunen aus, dieses Gesetzbuch so einfach, so wenig neu zu finden. Wie, sagten sie, ist das Alles? Aber in diesem Entwurf liegt ja kein neuer Gedanke, keine große gesetzgeberische Schöpfung, welche der französischen Gesellschaft eigenthümlich wäre und ihr einen eigenen, dauerhaften Charakter aufprägen könnte: es ist weiter nichts, als eine Uebersetzung des römischen oder des herkömmlichen Rechts. Man hat Donat, Pothier und die justinianischen Institutionen vorgenommen, Alles, was sie enthalten, französisch abgefaßt, es in Artikel eingetheilt, diese Artikel mehr numerisch als logisch angeordnet, und legt

jetzt diese Kompilation Frankreich als ein Denkmal vor, welches Anrecht habe auf seine Bewunderung und Hochachtung. — Benjamin Constant, Chenier, Ginguené, Andrieux, deren Geist es wol werth war, besser angewandt zu werden, bespöttelten die Staatsräthe und sagten, diese alltägliche Kompilation, die man mit vollem Munde den Code civil Frankreichs nenne, sei gemacht von Advokaten unter Leitung eines Soldaten.

Portalis und die einsichtsvollen Männer, die seine Mitarbeiter waren, entgegneten, in der Gesetzgebung komme es nicht darauf an, originell zu sein, sondern auf Klarheit, Gerechtigkeit und Weisheit; man habe nicht eine neue Gesellschaft in Verfassung zu bringen, wie Lykurg oder Moses, sondern eine alte Gesellschaft in einigen Punkten zu reformiren, in vielen andern wiederherzustellen; das französische Recht habe schon eine Geschichte von einem Jahrtausend; es sei das gemeinsame Erzeugniß der römischen Wissenschaft, des Lehnswesens, der Monarchie und des modernen Geistes, die eine lange Zeit hindurch zusammen eingewirkt auf die französischen Sitten; das Civilrecht Frankreichs, als hervorgehend aus diesen verschiedenen Grundlagen, müsse gegenwärtig einer Gesellschaft angepaßt werden, welche aufgehört habe, eine aristokratische zu sein, um eine demokratische zu werden; man müsse z. B. die Gesetze über die Ehe, über die väterliche Gewalt, über die Erbschaften durchsehn, um ihnen alles das zu benehmen, was der jetzigen Zeit widerstreite; man müsse die Eigenthumsgesetze von jeder Eigenschaft des Lehnswesens reinigen, diese Gesammtheit von Vorschriften in einer klaren, bündigen Sprache abfassen, die nicht mehr Anlaß gebe zu Zweideutigkeiten, zu endlosem Streit, und das Ganze in eine schöne Ordnung bringen;

nur das sei das Denkmal, welches man zu errichten habe, und wenn es, der Absicht seiner Urheber zuwider, durch seine Anlage überraschen, durch neue und originelle Ansichten einigen Schriftstellern gefallen sollte, anstatt der kühlen und schweigsamen Achtung der Rechtsgelehrten theilhaftig zu werden, so würde es seinen wahren Zweck verfehlen, wenn es auch einigen Geistern zusagte, die man mehr sonderbar als einsichtsvoll nennen müsse.

Alles dies war vollkommen vernünftig und wahr. Von diesem Standpunkt aus betrachtet, war der Code ein Meisterstück der Gesetzgebung. Ernste Rechtsgelehrte, voll Wissen und Erfahrung, gewiegt in der Sprache des Rechts und geleitet von einem Oberhaupte, das allerdings ein Soldat, aber ein hoher Geist war und mit Gewandtheit ihre Zweifel zu beseitigen und sie zur Arbeit anzuhalten wußte, hatten diesen schönen Inbegriff des französischen Rechts abgefaßt und von allem Lehnsrecht gereinigt. Es war unmöglich, anders und besser zu Werke zu gehn.

Allerdings konnte man in diesem umfassenden Gesetzbuch hier und da ein Wort durch ein anderes ersetzen, einem Artikel eine andere Stelle geben; man konnte es ohne große Gefahr, aber auch ohne großen Nutzen; und gerade das ist's, was selbst wohlwollende Versammlungen gern thun, einzig und allein, um dem Werke, das ihnen vorgelegt wird, das Gepräge ihrer Hand aufzudrücken. Bei der Vorlegung eines wichtigen Gesetzentwurfes sieht man oft mittelmäßige und unwissende Köpfe sich hermachen über ein Werk der Gesetzgebung, über die Frucht tiefer Erfahrung und langer Arbeit, dies und jenes verändern und aus einem gut verbundenen Ganzen ein formloses, unzusammenhängendes Sammelsurium machen, ohne Uebereinstimmung mit den bestehenden Gesetzen

und der thatsächlichen Wirklichkeit. So verfahren sie oft ohne Oppositionsgeist, nur von dem Reiz getrieben, das Werk eines Andern umzuarbeiten. Nun stelle man sich vor, daß heftige und wenig unterrichtete Tribunen auf diese Weise verfuhren mit einem Gesetzbuch von mehreren tausend Artikeln. Es war zum Verzagen.

Der erste tadelnde Ausfall des Tribunats traf den einleitenden Abschnitt. Derselbe war einer Kommission überwiesen, die zum Berichterstatter den Tribun Andrieux erhalten hatte.

Dieser Abschnitt enthielt, einige unbedeutende Fassungsverschiedenheiten abgerechnet, dieselben Bestimmungen, welche schließlich den Vorzug erhalten haben und jetzt gleichsam die Vorrede zu diesem schönen Denkmal der Gesetzgebung bilden. Der erste Artikel betraf die Bekanntmachung der Gesetze. Man hatte das alte System aufgegeben, nach welchem das Gesetz erst in Kraft trat, wenn die Parlamente und die Tribunale die Einregistrirung desselben bewilligt hatten. Dies System hatte weiland den Kampf der Parlamente und der Königsmacht erzeugt, welcher zu seiner Zeit eine heilsame Beschränkung der absoluten Monarchie gebildet, das aber jetzt wahrhaft widersinnig gewesen wäre, da jetzt vertretende Versammlungen bestanden, welche die Auflagen bewilligen oder verweigern konnten. An Stelle dieses Systems hatte man die sehr einfache Idee treten lassen, das Gesetz durch die vollziehende Gewalt bekannt zu machen und es in der Residenz der Regierung vierundzwanzig Stunden nach dieser Bekanntmachung, in den Departements nach einer der Entfernung entsprechenden Frist in Kraft treten zu lassen. Der zweite Artikel sprach den Gesetzen jede rückwirkende Kraft ab. Einige schwere Irrthümer, welche der Convent in dieser Beziehung

begangen, machten diesen Artikel nützlich und selbst nothwendig. Man mußte es als Grundsatz aufstellen, daß das Gesetz niemals die Vergangenheit stören und nur die Zukunft regeln dürfe. Nach Begrenzung der Gesetzeswirkung in Bezug auf die Zeit, mußte man dieselbe auch in Bezug auf den Ort begrenzen und angeben, welche Gesetze die Franzosen auch außerhalb des französischen Gebiets zu befolgen hätten, welche sie überall verpflichten sollten, wie z. B. die Ehe- und Erbschaftsgesetze, welche andern dagegen nur auf französischem Gebiet, auf diesem aber eben so gut für die Fremden, als für die Franzosen gültig wären. Zur letzteren Kategorie gehörten die Polizei- und die Eigenthumsgesetze: die Bestimmungen darüber enthielt der dritte Artikel. Der vierte Artikel verpflichtete den Richter, ein Urtheil zu fällen, selbst wenn ihm das Gesetz nicht ausreichend erschiene. Dieser Fall war bei dem Uebergange von einer Gesetzgebung zur andern mehr als ein Mal vorgekommen. Die Gerichte hatten in der That oft kein Urtheil auszusprechen gewußt, weil es an gesetzlichen Bestimmungen mangelte; oft aber hatten sie sich auch der Verpflichtung des Rechtsprechens trügerisch entzogen. Der Cassationshof und der gesetzgebende Körper waren überhäuft mit Gesuchen um Gesetzesauslegung. Diesen Mißbrauch mußte man dadurch verhindern, daß man den Richter verpflichtete, in allen Fällen eine Entscheidung abzugeben; zugleich aber mußte man ihn verhindern, sich selbst zum Gesetzgeber aufzuwerfen. Dies war der Gegenstand des fünften Artikels, welcher den Gerichten verbot, mehr zu entscheiden, als den besonderen Fall und ein Urtheil in Form einer allgemeinen Bestimmung auszusprechen. Der sechste und letzte Artikel endlich begrenzte die den Bürgern natürlich zustehende Befugniß, durch besondere Uebereinkommen auf die Rechts-

wohlthat gewisser Gesetze zu verzichten. Die Gesetze, welche sich auf die öffentliche Ordnung, auf das Familienwesen, auf die guten Sitten bezogen, erklärte er für unbedingt und unumgänglich und bestimmte, daß man sich denselben durch kein Privatübereinkommen entziehen dürfe.

Diese Vorbestimmungen waren unerläßlich, denn irgendwo in unserer Gesetzgebung mußte doch gesagt werden, wie die Gesetze bekannt gemacht, in welchem Augenblick sie in Kraft treten, wie weit sich ihre Wirksamkeit nach Zeit und Ort erstrecken sollte. Man mußte sicher den Richtern die allgemeine Art der Gesetzesanwendung vorschreiben, sie zur Abgebung eines Urtheils verpflichten, ihnen dabei aber verbieten, sich selbst zu Gesetzgebern aufzuwerfen; endlich mußte man die Gesetze, auf welchen die gesellschaftliche Ordnung und die Sittlichkeit beruhen, unwandelbar machen und den Veränderungen durch Privatübereinkommen entziehen. Mußten aber diese Bestimmungen nothwendig niedergeschrieben werden, wo konnten sie dann einen bessern Platz finden, als im Eingang des Code civil, des ersten, allgemeinsten und wichtigsten aller Gesetzbücher? Hätten sie z. B. wol passender gestanden im Eingange eines Handelsrechtes oder einer Prozeßordnung? Offenbar waren diese allgemeinen Grundsätze nothwendig, gut abgefaßt und an einer passenden Stelle angebracht.

Heute kann man sich nicht leicht einen Begriff machen von den Ausstellungen, welche Andrieux im Namen der Tribunatscommission gegen den Eingangsabschnitt des Code civil erhob. Zunächst könnten diese Bestimmungen, meinte er, überall angebracht werden und gehörten um nichts mehr in den Code civil, als in ein anderes Gesetzbuch. Sie könnten z. B. eben so gut vor der Verfassung stehen. Das war

richtig; allein da man nicht daran gedacht, sie der Verfassung voranzuschicken und zwar aus sehr natürlichen Gründen, denn sie hatten keinen politischen Charakter — wo gab es dann eine bessere Stelle für sie, als in diesem Code, den man das gesellschaftliche Gesetzbuch nennen konnte?

Zweitens war nach Andrieux die Reihenfolge dieser sechs Artikel eine willkürliche. Man könne, meinte er, den letzten zum ersten und den ersten zum letzten machen. Dies war nicht ganz richtig und ein aufmerksamer Blick konnte leicht in ihrer Anordnung eine wahre logische Herleitung entdecken; jedenfalls aber kam auf die Reihenfolge dieser Artikel nicht viel an, wenn die eine so gut war als die andere. War nicht die Reihenfolge die beste, welcher ausgezeichnete Rechtsgelehrte nach gewissenhafter Arbeit den Vorzug gegeben hatten? War dies große Werk nicht an sich schon schwierig genug auch ohne die kindischen Schwierigkeiten, die man ihm in den Weg legte?

Endlich waren es, meinte Andrieux, mehr allgemein theoretische Grundsätze, die mehr zur Rechtswissenschaft, als zum wirklichen Recht gehörten, welches nur anordnet und gebietet. Das war falsch, denn die Form der Gesetzesveröffentlichung, die Begrenzung der Gesetzeswirksamkeit, die Verpflichtung der Richter, zu urtheilen und nicht zu regeln, das Verbot gewisser gesetzwidriger Privatübereinkommen: alles dies waren bestimmte Gebote.

Diese Ausstellungen waren also eben so nichtig, als lächerlich. Trotzdem machten sie Eindruck auf das Tribunat, welches sie der größten Aufmerksamkeit für würdig erachtete. Der Tribun Thiessé fand die Bestimmung, welche den Gesetzen jede rückwirkende Kraft abspricht, äußerst gefährlich und gegenrevolutionär. Dadurch hebe man, meinte er, zum Theil die Folgen der Nacht des 4. August auf, denn die

Personen, die noch geboren, während das Recht der Erstgeburt und der Substitutionen gegolten, würden sagen können, daß das neue Gesetz über die gleiche Erbtheilung für sie ein rückwirkendes sei und deshalb für sie nicht gelten könne.

Solcher Unsinn fand Anklang und der Einleitungsabschnitt wurde mit 63 gegen 15 Stimmen verworfen. Entzückt über diesen Anfang wollten die Opponenten dies erste Gelingen weiter verfolgen. Nach der Verfassung ernannte das Tribunat drei Redner, um gegen die drei Staatsräthe die Erörterung der Gesetze vor dem gesetzgebenden Körper durchzuführen. Thiessé, Andrieux und Favard wurden beauftragt, auf Verwerfung des einleitenden Abschnitts anzutragen; sie erhielten diesen Auftrag mit 42 Stimmen gegen 39.

In Verbindung mit den verschiedenen Abstimmungen über die Personen und mit dem Auftritt über den Ausdruck Unterthanen war dies Resultat bedenklich. Die Verwerfung der beiden andern, bereits vorgelegten Abschnitte über den Genuß der bürgerlichen Rechte und die Form der Familienregister kündigte man als fast gewiß an. Der Bericht Simeon's über den Genuß und die Entziehung der bürgerlichen Rechte schloß in der That mit dem Antrage auf Verwerfung. Simeon, dieser gewöhnlich so verständige Mann, hatte unter andern Ausstellungen auch die gemacht, daß das vorgelegte Gesetz zu sagen vergesse, daß die in französischen Kolonien geborenen Kinder der Franzosen durch ihre Geburt ebenfalls Franzosen seien. Diese sonderbare Ausstellung führen wir an, weil sie beim Ersten Konsul zürnendes Staunen hervorrief. Er versammelte den Staatsrath, um zu erwägen, was unter sothanen Umständen zu thun sei. Sollte man auf dem betretenen Wege verharren oder nicht? sollte man die Art der

Vorlegung beim gesetzgebenden Körper verändern, oder sei es vielleicht angemessen, dies große, so ungeduldig erwartete Werk auszusetzen und auf eine andere Zeit zu verschieben? Der Erste Konsul war höchst aufgebracht. „Was fangen Sie an mit Leuten, rief er aus, die schon vor der Erörterung sagten, die Staatsräthe und die Konsuln seien Esel und man müsse ihnen ihr Machwerk an den Kopf werfen? Was wollen Sie machen, wenn ein Mann, wie Simeon, ein Gesetz der Unvollständigkeit beschuldigt, weil es nicht erklärt, daß in den Kolonien geborene französische Kinder Franzosen sind? In der That, man weiß nicht, was man sagen soll zu so befremdenden Verirrungen. Selbst bei der Redlichkeit, mit welcher die Verhandlung dieser Gegenstände im Staatsrathe betrieben wurde, haben wir die größte Mühe gehabt, einig zu werden; wie soll man es dahin bringen in einer Versammlung, die fünf- bis sechsmal soviel Mitglieder zählt und die Verhandlung ohne redlichen Willen betreibt? Wie läßt sich unter solchen Verhältnissen ein ganzes Gesetzbuch abfassen? Ich habe die Rede gelesen, mit welcher Portalis im gesetzgebenden Körper den Sprechern des Tribunats geantwortet hat: Er ließ ihnen nichts zu sagen mehr übrig, er hat ihnen die Zähne ausgerissen. Aber man mag noch so beredt sein und vierundzwanzig Stunden in einem Zuge sprechen, man richtet doch nichts aus gegen eine Versammlung, die im voraus eingenommen und entschlossen ist, auf nichts zu hören."

Nach diesen Klagen, die er heftig und bitter aussprach, verlangte der Erste Konsul die Meinung des Staatsraths zu hören, wie man am besten verfahre, um die Annahme des Code civil durch das Tribunat und den gesetzgebenden Körper zu sichern. Der Gegenstand war dem Staatsrath kein neuer.

Man hatte die Schwierigkeit in demselben bereits vorhergesehen und verschiedene Mittel vorgeschlagen, um dieselbe zu lösen. Einige hatten gemeint, man solle dem gesetzgebenden Körper nur allgemeine Grundsätze zur Abstimmung vorlegen und diesen dann durch Verfügungen eine weitere Entwickelung geben. Dies war nicht wohl zulässig, denn eine gesonderte Abfassung der allgemeinen Gesetzesgrundsätze und ihre weitere Entwickelung ist nicht recht denkbar. Die Anderen schlugen einen einfacheren Plan vor: den ganzen Code auf einmal vorzulegen. Sie meinten, man werde mit den drei Büchern des Code nicht mehr Mühe haben, als mit einem einzigen. Die Tribunen würden sich über die ersten Abschnitte hermachen, dann der Sache überdrüssig werden und das Uebrige durchlassen; so würde die Erörterung gerade durch ihre Unermeßlichkeit beschränkt werden. Dies Verfahren hatte die meisten Gründe für sich und war das verständigste. Allein um das Gelingen desselben möglich zu machen, fehlte leider so manche Bedingung. Man hatte damals noch nicht die Befugniß, Amendements zu den Vorschlägen der Regierung zu stellen, ein Verfahren, das jene kleinen Opfer ermöglicht, durch welche man die Eitelkeit der Einen befriedigt, die Bedenklichkeiten der Andern entwaffnet und die Gesetze verbessert. Ferner fehlte es den Opponenten ein wenig an jenem redlichen Willen, ohne welchen jede ernste Erörterung unmöglich ist; endlich aber ging dem Ersten Konsul selbst jede constitutionelle Geduld ab, welche die Gewöhnung an Widerspruch den in der repräsentativen Regierung geschulten Männern einflößt. Er mochte nichts davon wissen, daß das aufrichtig gewollte und mühsam vorbereitete Gute ausgesetzt oder entstellt würde, blos den „Schwätzern" zu gefallen, wie er sie nannte.

Einige schroffe Männer gingen so weit, vorzuschlagen, man solle den Code civil eben so vorlegen wie Friedensverträge, nämlich mit einem Annahmegesetz zur Seite und über ihn dann in Bausch und Bogen mit Ja oder Nein abstimmen lassen. Dies Verfahren war aber zu dictatorisch und man dachte nicht ernstlich daran.

Auf den Rath der einsichtsvollsten Mitglieder, namentlich Tronchets, beschloß man endlich das Schicksal der beiden andern, dem Tribunat vorgelegten Abschnitte abzuwarten. Ja, sagte der Erste Konsul, wir können noch zwei Schlachten wagen. Gewinnen wir sie, so schreiten wir fort auf dem einmal betretenen Wege; verlieren wir sie, so rücken wir in unsere Winterquartiere und erwägen, was zu thun ist.

Dieser Plan wurde angenommen und man wartete den Ausgang der beiden Verhandlungen ab. Die öffentliche Meinung begann sich kräftig gegen das Tribunat auszusprechen. Deshalb sannen auch die Leiter der Opposition auf ein Mittel, den Eindruck ihrer aufeinander folgenden Verwerfungen zu mildern und beschlossen sie mit einer Annahme zu unterbrechen. Der Abschnitt über die Führung der Familienregister gefiel ihnen an und für sich sehr, weil er die Grundsätze der Revolution in Betreff der Geistlichkeit noch strenger feststellte, indem er derselben die Eintragung der Geburten, Todesfälle und Verheirathungen ganz verbot und sie ausschließlich den Gemeindebeamten übertrug. Dieser vom Staatsrath Thibaudeau vorgelegte Abschnitt war vortrefflich, doch das würde ihn nicht gerettet haben, hätte er nicht Bestimmungen gegen die Geistlichkeit enthalten. Man entschloß sich also, ihn anzunehmen. Aber der Reihenfolge nach sollte er erst als der dritte vorgelegt werden. Man machte ihn aber zum zweiten und genehmigte ihn ohne Schwierigkeit, um die Verwer-

fung des Abschnittes über den Genuß und die Entziehung der bürgerlichen Rechte um desto gewisser zu machen. Als dieser letztere an die Reihe kam, ward er von dem Tribunat durch Stimmenmehrheit verworfen und die Verwerfung vom gesetzgebenden Körper war nicht zweifelhaft. Die Reihe von Schwierigkeiten, die man vorhergesehn, war also vollständig wieder da. Noch größer mußten diese Schwierigkeiten sein, wenn die Gesetze über die Ehe, die Scheidung, die väterliche Gewalt zur Sprache kamen. Für das Konkordat und den Gesetzesentwurf über den öffentlichen Unterricht war offenbar keine Aussicht vorhanden, ihre Annahme zu bewirken.

Was aber die Sache vollends aufs Aeußerste trieb, war eine neue Abstimmung über die Personen, die den Charakter einer unmittelbaren Feindseligkeit gegen den Ersten Konsul annahm. Schon hatte man im Widerspruch mit den Vorschlägen der Regierung die Wahl des Abbé Grégoire zum Senator durchgesetzt, um ihrer religiösen Politik ein Zeichen der Mißbilligung zu geben. Jetzt waren, wie gesagt, noch zwei Stellen zu besetzen und man wollte sie nicht blos auf eine, den bereits bekannten Vorschlägen des Ersten Konsuls zu Gunsten dreier Generale zuwiderlaufende Weise besetzen, sondern auch gerade den ihm unangenehmsten Mann wählen, nämlich Daunou. Man bemühte sich also, den Vorschlag Daunou's von Seiten der beiden gesetzgebenden Autoritäten, d. h. von Seiten des Tribunats und des gesetzgebenden Körpers auszuwirken, was seine Ernennung durch den Senat fast unvermeidlich machte.

Man that die wirksamsten Schritte und warb Stimmen mit einer Kühnheit, die einer so gefürchteten Macht, wie der des Ersten Konsuls gegenüber, erstaunlich war.

Ueber Daunou wurde im gesetzgebenden Körper gleichzeitig mit dem General Lamartillière, dem Regierungskandidaten, abgekugelt. Es fanden wiederholte Abstimmungen statt. Endlich erhielt Daunou 135 und General Lamartillière 122 Stimmen. Der Erstere wurde als Kandidat des gesetzgebenden Körpers für eine der ledigen Senatorstellen ausgerufen. Im Tribunat hatte Daunou noch ein Mal den General Lamartillière zum Mitbewerber. Er erhielt 48, Lamartillière 39 Stimmen und er wurde als Kandidat ausgerufen. Er hatte also zwei Vorschläge für einen. Diese Abstimmung fand statt am 1. Januar 1802, demselben Tage, an welchem der Abschnitt des Code civil über den Genuß und die Entziehung der bürgerlichen Rechte verworfen wurde.

Nach den gewöhnlichen Regeln der Repräsentativregierung hätte man sagen müssen, daß die Majorität verloren sei. Allein in diesem Falle hätte Niemand anders abtreten müssen, als der Erste Konsul selbst, da nur ihm sowol die Bewunderung Frankreichs, als der Haß seiner Gegner galt. Niemand aber fiel es ein, ihn ausschließen zu wollen, weil Niemand es im Stande war. Es war also nichts, als eine wahre Scheererei, ernster Männer ganz unwürdig. Es war ein höchst kindisches und zugleich höchst gefährliches Aergerniß, denn man trieb einen ungestümen Charakter aufs Aeußerste, der sich seiner Kraft bewußt und zu Allem fähig war. Sogar der Konsul Cambacères, der gewöhnlich so gemäßigt war, sah darin eine wahre Unordnung und sagte, so offenbare Feindseligkeiten könne man nicht dulden, und er für seine Person stehe nicht mehr dafür, daß es ihm gelinge, den Ersten Konsul zu besänftigen. Dieser war in der That fs Höchste erzürnt und sprach unverholen seinen Entschluß

aus, die Hindernisse zu zermalmen, die man allem Guten in den Weg zu legen suche, das er thun wolle.

Der folgende Tag war der Audienztag für die Senatoren. Es erschienen viele, selbst solche, die gegen ihn gewirkt hatten. Sie kamen theils aus Neugierde, theils aus Schwäche und in der Absicht, durch ihre Gegenwart ihre Theilnahme an den Tagesvorgängen zu verläugnen. Sieyes befand sich unter den Besuchenden. Der Erste Konsul war wie gewöhnlich in Uniform; sein Gesicht schien aufgeregt und man sah einem heftigen Auftritt entgegen. Es bildete sich ein Kreis um ihn. „Sie wollen also keine Generale mehr wählen?" fragte er, „und doch verdanken Sie ihnen den Frieden: es wäre der geeignete Augenblick, ihnen Ihre Dankbarkeit zu beweisen." — Nach diesen ersten Worten ließ er die Senatoren Kellermann, Francois de Neufchateau und Andere hart an; sie vertheidigten sich ziemlich schlecht. Dann wurde die Unterhaltung wieder allgemein und der Erste Konsul nahm abermals das Wort und sagte, auf Sieyes blickend, mit sehr lauter Stimme: „Es giebt Leute, die uns einen Großwahlherrn geben wollen und an einen Prinzen des Hauses Orleans denken. Dies System hat, wie ich weiß, selbst im Senat Anhänger." Er spielte damit auf einen Plan an, welcher, ob nun mit Recht oder mit Unrecht Sieyes zugeschrieben wurde und den ihm seine Feinde beim Ersten Konsul zur Last legten. Bei dieser beleidigenden Aeußerung entfernte sich Sieyes erröthend. Der Erste Konsul wandte sich darauf an die versammelten Senatoren und setzte hinzu: „Das erkläre ich Ihnen, wenn Sie Herrn Daunou zum Senator ernennen, so werde ich das als eine persönliche Beleidigung ansehn, und Sie wissen, daß ich eine solche noch nie geduldet habe."

Die Mehrzahl der gegenwärtigen Senatoren geriethen

in Schrecken über diesen Auftritt und er schmerzte selbst die Verständigsten. Sie sahen es mit Bedauern, daß man einen so großen, so nothwendigen, aber bei Beleidigungen sich so wenig beherrschenden Mann so sehr aufbrachte. Die Uebelwollenden entfernten sich und schrieen, noch nie habe man die Mitglieder der Staatskörper auf eine so unziemliche und unerträgliche Weise behandelt. Der Schlag war aber geführt, die Furcht hatte Eingang gefunden in diese haßerfüllten, aber schüchternen Seelen, und jene ärmliche Opposition sollte sich bald jämmerlich demüthigen vor dem Manne, dem sie trotzen gewollt.

Die Konsuln beriethen mit einander, was zu thun sei. Bonaparte war zu einem Aufsehn erregenden Schritt und zu einem gewaltthätigen Einschreiten entschlossen. Hätte ihm die Befugniß zugestanden, das Tribunat und den gesetzgebenden Körper aufzulösen, so würde die Erledigung leicht gewesen sein auf dem regelmäßigen Wege, und durch eine allgemeine Wahl wäre eine den Ideen des Ersten Konsuls durchaus günstige Majorität herbeigeführt worden. Allerdings hätte eine allgemeine Wahl die Männer der Revolution in Masse ausgeschlossen und völlig neue, mehr oder minder royalistisch gesinnte Männer emporgebracht, gleich denen, gegen welche der 18. Fruktidor nothwendig geworden war, was ein Unglück anderer Art gewesen wäre. So wahr ist es, daß unmittelbar nach einer blutigen Revolution, welche die Gemüther auf das Tiefste gegen einander aufgeregt, ein freies Walten konstitutioneller Einrichtungen unmöglich war! Um aus den Händen unüberlegter Revolutionärs herauszukommen, wäre man übelgesinnten Royalisten in die Hände gefallen. Jedenfalls aber war die Auflösung gesetzlich nicht gestattet, und man mußte daher ein anderes Mittel ausfindig machen.

Der Erste Konsul wollte den Code civil zurückziehen, den gesetzgebenden Körper und das Tribunat feiern lassen, nichts weiter vorlegen, als Finanzgesetze, und dann, wenn er es Frankreich deutlich fühlbar gemacht, daß diese Körperschaften einzig und allein schuld seien an der Unterbrechung der wohlthätigen Arbeiten der Regierung, eine günstige Gelegenheit benutzen, um die unbequemen Werkzeuge zu zertrümmern, welche die Verfassung ihm auferlegte. Allein der Konsul Cambacères, der Mann geschickter Auskunftsmittel, fand ein milderes Verfahren, das sich sehr gut für gesetzlich ausgeben ließ und überdieß für den Augenblick allein anwendbar war. Er widerrieth dem General, seinem Kollegen, jedes ungesetzliche und gewaltthätige Mittel. „Sie vermögen Alles,“ sagte er ihm; „man würde sich von Ihnen Alles gefallen lassen. Hat man doch dem Direktorium gestattet, zu thun, was es wollte, dem Direktorium, das weder Ihren Ruhm, noch Ihren moralischen Einfluß, noch auch Ihre großartigen Kriegs- und politischen Erfolge für sich hatte. Aber der Staatsstreich vom 18. Fruktidor, so nothwendig er war, hat doch das Direktorium zu Grunde gerichtet, denn er machte die Direktorialverfassung so verächtlich, daß Niemand dieselbe mehr ernst nahm. Die unsrige ist bei weitem besser. Verstehen wir die Kunst, Gebrauch von ihr zu machen, so läßt sich Gutes durch sie ausrichten. Geben wir sie nicht der öffentlichen Verachtung preis, indem wir sie verletzen beim ersten Hinderniß, das sie uns in den Weg stellt.“

Der Konsul Cambacères gab zu, daß man den Code civil zurückziehen, die Sitzung unterbrechen, den berathenden Körperschaften Ferien geben und so auf ihnen die gezwungene Unthätigkeit als schweren Vorwurf lasten lassen solle, zu welcher die Regierung sich genöthigt sah. Diese Unthätigkeit aber

war gleichsam eine Sackgasse, aus welcher man wieder heraus mußte. Das Mittel dazu fand Cambacérès in dem 38. Artikel der Verfassung, welcher lautete: „Die erste Erneuerung des gesetzgebenden Körpers und des Tribunats wird erst im Laufe des Jahres X stattfinden.“

Man befand sich im Jahre X und konnte zu dieser Erneuerung sehr wohl einen beliebigen Zeitpunkt des Jahres wählen. Man konnte z. B. während des Winters im Pluviose oder Ventose dazu schreiten und ein Fünftel vom Tribunat und gesetzgebenden Körper verabschieden, was für das Tribunat 20, für den gesetzgebenden Körper 60 Mitglieder ausmachte; auf diese Weise die feindlichsten Männer ausschließen, an ihre Stelle vernünftige und friedliebende Mitglieder ernennen und dann im Frühjahr eine außerordentliche Sitzung zusammen treten lassen, um die Gesetze durchzubringen, die jetzt durch das Uebelwollen der Opposition aufgehalten wurden. Dies war offenbar das beste Mittel. Indem man 20 Mitglieder des Tribunats und 60 des gesetzgebenden Körpers ausschloß, beseitigte man die unruhigen Köpfe, welche die träge Masse mit sich fortrissen und schüchterte zugleich diejenigen ein, die sich noch ferner versucht fühlen konnten, Widerstand zu leisten. Sollte dies aber gelingen, so mußte man über den Senat verfügen können, um zweierlei zu erlangen: 1) die Auslegung des Artikels 38 im Sinne des Planes; 2) die Ausschließung der Opponenten und ihre Ersetzung durch Männer, die der Regierung ergeben waren. Cambacérès kannte diese Körperschaft genau und wußte, daß die Mehrzahl schüchtern, die Opponenten ohne großen Muth seien; er stand dafür, daß der Senat sich zu Allem verstehen werde, was die Regierung von ihm verlangte, wenn er sähe, wie weit man ihn über die Grenzen der Klugheit und Vernunft hinauszu-

reißen suche. Der 38. Artikel, um dessen Auslegung es sich handelte, sagte nichts über die Art der Bezeichnung des ausscheidenden Fünftels und bei dem Stillschweigen desselben konnte der Senat, der zu wählen hatte, nach Belieben der Abstimmung den Vorzug geben vor der Losung. Gegen eine solche Auslegung sprach der stete Gebrauch des Losens zur Bestimmung der zuerst ausscheidenden Mitglieder einer theilweise zu erneuernden Versammlung. Dagegen konnte man wieder sagen, daß man zum Losen seine Zuflucht nimmt, wenn man nicht anders verfahren kann. Von mehreren hundert Wahlkollegien kann man in der That die Bezeichnung des ausscheidenden Fünftels nicht verlangen, denn sich an einen Theil derselben wenden, hieße das Fünftel selbst bestimmen, und sich an Andere wenden, hieße zu einer allgemeinen Wahl seine Zuflucht nehmen; bei einer allgemeinen Wahl aber kann man die Zahl der Ausgeschlossenen nicht vorher bestimmen, denn das hieße wiederum das zu entfernende Fünftel bestimmen. Bei dem gewöhnlichen Wahlsystem durch Wahlkollegien ist also das Loos das einzige Mittel. Da man aber hier den wählenden Senat hatte und ihn das auszuschließende Fünftel leicht durch Abstimmung konnte bezeichnen lassen, so war es natürlicher, zur bewußten Entscheidung durch seine Abstimmung, als zur blinden, unbewußten Entscheidung durch das Loos zu schreiten. Allerdings machte man so den Senat zum Schiedsrichter der Frage, allein man handelte so dem wahren Geiste der Verfassung gemäß, denn durch Uebertragung aller Rechte des Wahlkörpers hatte dieselbe den Senat zum Richter der Streitfälle gemacht, welche sich zwischen den Majoritäten der gesetzgebenden Versammlungen und der Regierung erheben konnten. Man stellte, um es kurz zu sagen, die Befugniß der Kammerauflösung,

welche in jeder regelmäßigen Regierung unerläßlich ist, durch eine Ausflucht wieder her.

Der eigentliche Beweggrund war der, daß man sich hiedurch aus der Verlegenheit half, ohne offenbar die Verfassung zu verletzen. Der Erste Konsul erklärte, er willige in diesen, oder in jeden andern Plan ein, wofern man ihn nur von den Menschen befreie, die ihn verhinderten, Frankreichs Wohl zu befördern. Cambacères übernahm es, eine Denkschrift über diesen Gegenstand abzufassen. Man entwarf die Botschaft, welche dem gesetzgebenden Körper die Zurücknahme des Code civil anzeigen sollte. Bonaparte übernahm es selbst, dieselbe in einem edeln und strengen Styl abzufassen.

Schon fing man an, die Ausbrüche seines Zornes zu fürchten; es hieß, man werde einen solchen nächstens erleben. Am Tage nach dem Auftritte mit den Senatoren, den 9. Januar, wurde dem Präsidenten des gesetzgebenden Körpers eine Botschaft überschickt. Unter tiefem Schweigen, das eine Art von Schrecken verrieth, ward sie vorgelesen. Dieselbe lautete:

„Gesetzgeber! Die Regierung hat beschlossen, die Gesetzentwürfe des Code civil zurückzuziehen.

„Mit Schmerz sieht sie sich genöthigt, die von der Nation mit so viel Interesse erwarteten Gesetze auf eine andere Zeit zu verschieben; aber sie hat sich überzeugt, daß noch die Zeit nicht gekommen ist, in welcher man zu diesen wichtigen Erörterungen mit derjenigen Ruhe und Eintracht des Strebens schreiten wird, die sie verlangen."

Diese verdiente Strenge wirkte auf das Stärkste. Nicht alle Regierungen können und dürfen eine solche Sprache reden; man muß sie ihnen aber gestatten, wenn sie Recht

haben und wenn sie einem Lande unermeßlichen Ruhm, unermeßliche Wohlthaten verschafft, die mit einer unüberlegten Opposition vergolten werden.

Als er sich von diesem Schlage getroffen sah, warf sich der gesetzgebende Körper der Regierung auf eine nicht sehr ehrenhafte Weise zu Füßen. Noch in derselben Sitzung verlangte man zur Abstimmung über den vorzuschlagenden Kandidaten für die dritte und letzte ledige Senatorenstelle zu schreiten. Sollte man's glauben? Dieselben Männer, welche sich mit so viel Uebelwollen dazu hergegeben, Gregoire und Daunou vorzuschlagen, stimmten jetzt augenblicklich für den General Lamartillière und dieser erhielt 233 Stimmen von 252. Schneller konnte man sich den Wünschen des Ersten Konsuls nicht fügen. Demgemäß ward General Lamartillière für den Kandidaten des gesetzgebenden Körpers erklärt.

Dieser Vorschlag gewährte dem Senat ein Auskunftsmittel, den Ersten Konsul zufrieden zu stellen, ohne sich zu tief zu demüthigen. Seit dem Auftritt, den die Senatoren bei der Audienz am 2. Januar erlebt, dachte man nicht mehr daran, Daunou zu wählen. Daunou war jedoch zugleich von dem gesetzgebenden Körper und vom Tribunat vorgeschlagen und einem Kandidaten, der den zwiefachen Vorschlag der beiden gesetzgebenden Versammlungen für sich hatte, den Regierungskandidaten vorziehn, das hieß dem Ersten Konsul sich zu sehr zu Füßen werfen. Man ersann eine ziemlich klägliche Auskunft, welche die Würde des Senats nicht retten konnte, sondern seine Verlegenheit nur in ein desto grelleres Licht stellte. Er versammelte sich am 4. Januar. Der Vorschlag Daunou's durch den gesetzgebenden Körper war am 30. December, der des General Lamartillière am 3. Januar beschlossen. Der Senat that, als sei ihm der Beschluß vom

30. December nicht mitgetheilt, sondern nur der Beschluß vom 3. Januar, und General Lamartillière sei mithin der einzige bekannte Kandidat des gesetzgebenden Körpers. Außer dieser Ausflucht brachte er eine noch jämmerlichere List in Anwendung. Man besetzte die zweite der drei ledigen Stellen; General Lamartillière stand als der Erste, General Jourdan als der Zweite auf der Liste des Ersten Konsuls. Man glaubte daher den General Jourdan als den Kandidaten der Regierung für die gegenwärtig zu besetzende Stelle ansehen zu können. Der Senat faßte darauf seine Entscheidung folgendermaßen ab:

„In Erwägung der Botschaft des Ersten Konsuls vom 25. Frimaire, in Erwägung der Botschaft des Tribunats, in welcher es den Bürger Daunou vorschlägt; endlich in Erwägung der Botschaft des gesetzgebenden Körpers vom 13. Nivose, in welcher derselbe den General Lamartillière vorschlägt, wählt der Senat den General Lamartillière und ernennt ihn zum Mitgliede des erhaltenden Senats."

So schien der Senat nicht den Kandidaten des Ersten Konsuls, sondern den des gesetzgebenden Körpers gewählt zu haben. Das hieß die Schmach der Unterwürfigkeit vermehren durch die Schmach einer Lüge, welche doch Niemand täuschte. Gewiß that man wohl daran, zurückzuweichen vor einem unentbehrlichen Manne, ohne welchen Frankreich ein Chaos geworden, ohne den keiner der Opponenten sicher gewesen wäre, seinen Kopf zu behalten; allein man mußte ihn dann gar nicht beleidigen, wenn man einmal wußte, daß man die Beleidigung nicht bis zu Ende zu führen vermöge.

Die Opponenten im Tribunat erhoben lautes Geschrei über die Schwäche des Senats, und doch sollten sie dieselbe bald nachahmen und sogar überbieten.

Der von der Regierung angenommene Plan wurde sofort in Ausführung gebracht. Die gesetzgebenden Arbeiten wurden ausgesetzt und man zeigte öffentlich an, daß der Erste Konsul Paris verlassen werde, um eine Reise nach Lyon zu machen, die gegen einen Monat dauern würde. Der Zweck dieser Reise hatte die gewöhnliche Großartigkeit der Handlungen des Generals. Es handelte sich darum, die cisalpinische Republik zu konstituiren und 500 Deputirte jedes Alters, jedes Standes, gingen in diesem Augenblick bei strenger Winterkälte über die Alpen, um in Lyon einen großen Landtag zu bilden, genannt „Consulta“, und aus der Hand Bonapartes Gesetze, Beamte und eine vollständige Regierung zu erhalten. Man war übereingekommen, daß jeder Theil die Hälfte des Weges zurücklegen solle, und nächst Paris war Lyon für den angemessensten Ort zu einer solchen Zusammenkunft erachtet worden. Schon waren in dieser Stadt große Vorbereitungen getroffen zu diesem imposanten politischen Schauspiel. Es sollte selbst großes Militärgepränge dabei stattfinden, denn die 22,000 Mann, die vom ägyptischen Heere noch übrig geblieben, waren von der englischen Seemacht bei Marseille und Toulon ans Land gesetzt und marschirten gegenwärtig nach Lyon, wo ihr ehemaliger General eine Musterung über sie halten wollte.

Um den gesetzgebenden Körper und das Tribunat kümmerte man sich weiter nicht, sondern ließ sie vollkommen müssig, ohne ihnen auf irgend eine Weise zu erklären, was die Regierung wol beabsichtigen könne. Die Verfassung enthielt eben so wenig die Befugniß der Vertagung, als die der Auflösung. Man entließ daher die beiden Versammlungen zwar nicht, aber man gab ihnen keine Arbeit. Außer dem Code civil hatte man auch ein Gesetz zur Wiedereinführung der

Brandmarkung für das Verbrechen der Fälschung zurückgenommen. Dieses Verbrechen hatte sich in Folge der Revolutionsverhältnisse auf eine erschreckende Weise vervielfacht. Die Menge von Belegen, welche die neue Kassenordnung nothwendig machte, die Bescheinigungen guter Bürgergesinnung, welcher vor Kurzem noch unentbehrlich waren, wenn man nicht als verdächtig angesehen werden wollte; die vielen Aufenthaltsbescheinigungen, die man von den zurückgekehrten Auswanderern verlangte, um sie von dem Verbrechen der Auswanderung zu reinigen, kurz, die Menge von Nachweisungen aller Art, welche schriftlich verlangt und geliefert wurden, hatten eine abscheuliche Klasse von Verbrechern ins Leben gerufen: die Fälscher. Sie machten das Geschäftswesen unsicher, wie kürzlich die Räuber die Landstraßen. Der Erste Konsul wünschte gegen sie eine besondere Strafe, wie er gegen die Straßenräuber eine besondere Jurisdiktion verlangt, und hatte die Brandmarkung verschlagen. Das Verbrechen der Fälschung macht reich, sagte er; nach überstandener Strafe geht der Fälscher in die Gesellschaft zurück und bringt durch Aufwand sein Verbrechen in Vergessenheit. Darum ist ein unvertilgbares Brandmal von der Hand des Henkers nothwendig, das den Liebedienern, die der Reichthum stets in seinem Gefolge hat, nicht mehr gestattet, an der Tafel des reich gewordenen Fälschers zu sitzen. Dieser Vorschlag war auf dieselben Schwierigkeiten gestoßen, wie der Code civil. Man zog ihn zurück, und so blieb nichts mehr zu berathen; denn die Gesetze über den öffentlichen Unterricht, über den Gottesdienst waren nicht einmal vorgelegt. Die Finanzgesetze hielt man noch zurück, um sie als Vorwand zur Berufung einer außerordentlichen Sitzung im Frühjahr zu benutzen. Man ließ also diese Art von Parlament weder aufgelöst, noch

vertagt, müssig, nutzlos, voll Verlegenheit über seine Unthätigkeit und in den Augen Frankreichs belastet mit der Verantwortlichkeit für die völlige Unterbrechung der guten und nützlichen Arbeiten der Regierung.

Man kam überein, daß während der Abwesenheit des Ersten Konsuls Cambacérès, welcher den Senat mit besonderer Kunst zu leiten verstand, es übernehmen sollte, den Artikel 38 der Verfassung auf die gewünschte Weise auslegen zu lassen, und daß er selbst die Ausschließung der 20 und der 60 Mitglieder überwache, die man aus dem Tribunat und dem gesetzgebenden Körper zu entfernen hatte.

Vor seiner Abreise mußte der Erste Konsul sich noch mit zwei wichtigen Angelegenheiten beschäftigen: mit der nach St. Domingo bestimmten Expedition und mit dem Kongreß in Amiens; der Letztere hielt ihn bis über den zu seiner Abreise bestimmten Termin auf.

Das Streben nach fernen Besitzungen war Frankreich von jeher eigen; die der Entwickelung der Marine sehr günstige Regierung Ludwig's XVI. hatte es wieder erweckt, und es war durch die große Niederlage zur See noch nicht entmuthigt. Kolonieen waren damals ein Gegenstand glühenden Strebens für alle handeltreibenden Nationen. Die Expedition nach Aegypten, ersonnen, um den Engländern die Herrschaft in Indien streitig zu machen, war eine Folge dieser allgemeinen Neigung und ihr schlechter Ausgang hatte den Wunsch einer Entschädigung sehr lebhaft gemacht. Der Erste Konsul bereitete zweie vor: Louisiana und St. Domingo. Toskana, diesen schönen und köstlichen Theil Italiens, hatte er dem spanischen Hause gegeben, um dafür Louisiana zu erhalten, und jetzt verlangte er die Erfüllung der von diesem

Hofe übernommenen Verbindlichkeit. Zugleich war er entschlossen, die Insel St. Domingo wieder zu erobern. Diese Insel war vor der Revolution die erste und wichtigste unter den Antillen und die beneidetste Zucker= und Kaffeekolonie. Sie lieferte unsern Häfen und unserer Schifffahrt den Stoff zu dem bedeutendsten Handel. Die Unbesonnenheiten der konstituirenden Versammlung hatten die Sklaven bewogen, sich zu empören und die so traurig berühmten Gräuel herbeigeführt, mit denen die Freiheit der Schwarzen ihr erstes Auftreten in der Welt bezeichnete. Ein Neger von wahrem Genie, Toussaint Louverture, hatte auf St. Domingo etwas Aehnliches geleistet, wie der Erste Konsul in Frankreich, die empörte Bevölkerung gebändigt, regiert und eine Art von Ordnung hergestellt. Ihm hatte man's zu danken, daß man auf St. Domingo nicht mehr mordete und wieder zu arbeiten begann. Er hatte eine Verfassung entworfen, die er dem Ersten Konsul vorgelegt, und er bewies für das Mutterland eine Art von Nationalanhänglichkeit. Gegen England hegte dieser Neger eine tiefe Abneigung; sein Wunsch war, frei und ein Franzose zu sein. Anfangs hatte der Erste Konsul diesen Zustand der Dinge gestattet, bald aber waren Zweifel an der Treue Toussaint's in ihm aufgestiegen, und ohne daß er die Neger wieder zu Sklaven machen wollte, gedachte er doch den Waffenstillstand zur See, welchen ihm die Londoner Präliminarien verschafft, zu benutzen, um eine Flotte und ein Heer nach St. Domingo zu schicken. In Betreff der Neger wollte er den Zustand aufrecht erhalten, welchen die Ereignisse herbeigeführt. In allen Kolonieen, in die der Aufstand nicht gedrungen war, beabsichtigte er die Sklaverei beizubehalten, jedoch zu mildern, auf St. Domingo aber die unbezwinglichgewordene Freiheit zu dulden. Die Herr=

schaft des Mutterlandes aber wollte er auf dieser Insel sicher stellen und zu diesem Zweck ein Heer daselbst halten. Mochten die freigebliebenen Schwarzen treulose Unterthanen werden, mochten die Engländer den Krieg wieder anfangen, seine Absicht war, den früheren Pflanzern, die in ganz Paris ihre Noth klagten und Toussaint Louverture verwünschten, ihre Besitzungen zurückzugeben, die Freiheit der Schwarzen aber zu achten. Ein bedeutender Theil der französischen Adeligen, welche durch die Revolution bereits ihre Güter in Frankreich verloren, waren zugleich Pflanzer auf St. Domingo gewesen und ihrer reichen Ansiedelungen auf dieser Insel verlustig gegangen. Ihre Güter in Frankreich, welche Nationalgüter geworden, wollte man ihnen nicht zurückgeben, ihre Zucker- und Kaffeepflanzungen aber auf St. Domingo konnte man ihnen wieder verschaffen, und das war eine Entschädigung, die sie zufriedenzustellen schien. Es waren also sehr verschiedene Beweggründe, welche auf den Entschluß des Ersten Konsuls einwirkten. Die größte unserer Kolonieen wiederzuerlangen, sie nicht der zweifelhaften Treue eines zum Diktator gewordenen Schwarzen, sondern der Waffengewalt zu verdanken, ihren Besitz kräftig gegen die Schwarzen und die Engländer zu behaupten, den früheren Pflanzern ihre von Freien bearbeiteten Besitzungen wiederzugeben und zu dieser Königin der Antillen durch Erwerbung Louisiana's die Mississippimündungen hinzuzufügen: das waren die Kombinationen des Ersten Konsuls, bedauerliche Kombinationen, wie wir bald sehen werden, aber gleichsam geboten durch eine Stimmung der Gemüther, welche damals in Frankreich allgemein war.

Es galt, sich zu beeilen, denn wenn auch der definitive Friede, welcher gegenwärtig auf dem Kongreß in Amiens

unterhandelt wurde, fast gewiß war, so mußte man doch auf alle Fälle gefaßt sein, und falls die Engländer neue, unzulässige Ansprüche machten, die wenigen Monate, während welcher das Meer frei war, zur Absendung einer Flotte benutzen. Der Erste Konsul ließ in Vliessingen, Brest, Nantes, Rochefort und Cadix bedeutende Rüstungen machen, die aus 26 Linienschiffen und 20 Fregatten bestanden, welche 20,000 Mann an Bord nehmen konnten. Den Oberbefehl der Flotte gab er dem Admiral Villaret Joyeuse, den Oberbefehl der Truppen dem General Leclerc, einem der wohlgesinnten Offiziere der Rheinarmee, welcher seine Schwester Pauline geheirathet hatte. Die Letztere nöthigte er, ihren Mann zu begleiten. Er liebte sie zärtlich und schickte also sein Theuerstes dorthin; mithin war es nicht, wie nachher die Parteien sagten, seine Absicht, die Soldaten und Generale der Rheinarmee, die er beargwöhnte, in ein Fieber erzeugendes und Tod bringendes Land zu verbannen. Auch ein anderer Umstand thut dar, welche Absicht ihn leitete bei der Bildung des nach St. Domingo geschickten Heeres. Da der Friede, wie es schien, allgemein und dauerhaft werden wollte, fürchteten die Militärs, keine Karriere mehr machen zu können. Sehr Viele baten, die Expedition mitmachen zu dürfen, und es war eine Vergünstigung, die man mit einer Art von Gerechtigkeit und Rechtmäßigkeit unter ihnen vertheilen mußte. Der tapfere Richepanse, dieser Held des Heeres von Deutschland, wurde Leclerc als Unterbefehlshaber beigegeben. Diese Rüstungen betrieb der Erste Konsul mit gewohnter Schnelligkeit und beschleunigte nach Kräften den Abgang dieser von Holland bis zur südlichen Spitze der pyrenäischen Halbinsel zerstreuten Schiffsabtheilung. Bevor sie jedoch unter Segel gingen, mußte man sich darüber mit

den englischen Ministern aussprechen, welche diese große Rüstung sehr beunruhigte. Man hatte Mühe, sie zu beruhigen, obschon sie in Wahrheit die Expedition wünschten, denn sie waren damals nicht von so großem Eifer beseelt für die Befreiung der Neger, wie es die britischen Minister seitdem zu sein schienen. Das Schauspiel der Negerfreiheit auf St. Domingo machte sie besorgt für ihre eigenen Kolonieen, namentlich für Jamaika. Sie wünschten daher unserer Unternehmung guten Erfolg; aber die Großartigkeit der Mittel beunruhigte sie und sie hätten es lieber gesehn, wenn die Truppen auf Kauffahrteischiffen eingeschifft wären. Es gelang jedoch, sie zur Vernunft zu bringen, und sie ergaben sich darein, diese große Seemacht segeln zu lassen, schickten jedoch ein Beobachtungsgeschwader ab. Sie versprachen sogar alle Hülfsquellen Jamaika's an Lebensmitteln und Schießbedarf dem französischen Heere zur Verfügung zu stellen, natürlich gegen Bezahlung des Gelieferten. Die Hauptschiffsabtheilung lichtete am **14.** December in Brest die Anker; die übrigen folgten in kurzen Zwischenräumen. Ende December war die ganze Expedition in See und mußte mithin in St. Domingo ankommen, welches Ende auch die Unterhandlungen in Amiens nahmen.

Diese von Lord Cornwallis und Joseph Bonaparte geleiteten Unterhandlungen schritten nur langsam vor, jedoch ohne einen Bruch befürchten zu lassen. Die erste Ursache der Verzögerung war die Zusammensetzung des Kongresses gewesen, an welchem nicht blos die französischen und englischen, sondern auch ein holländischer und spanischer Bevollmächtigter Theil nehmen sollte, weil nach den Präliminarien der Friede zwischen den beiden großen kriegführenden Nationen und allen ihren Bundesgenossen abgeschlossen werden sollte. Spanien,

das von der größten Innigkeit fast zur Feindschaft übergegangen war, wirkte dem Ersten Konsul dadurch entgegen, daß es seinen Bevollmächtigten nicht zum Kongreß abgehen ließ. Da es den Frieden der Hauptsache nach gewiß wußte und im Protokoll nur wegen der Abtretung Trinidads betheiligt werden sollte, beeilte es sich eben nicht, seinen Unterhändler eintreten zu lassen. Die Engländer aber wünschten einen spanischen Bevollmächtigten auf dem Kongreß von Amiens zu sehn, um eine formelle Abtretung der Insel Trinidad zu erhalten, und erklärten sogar, ohne die Gegenwart desselben nicht unterhandeln zu wollen. Der Erste Konsul mußte einen Ton gegen den spanischen Hof annehmen, welcher diesen aus seiner Apathie erweckte. Er befahl dem General St. Cyr, welcher an Stelle Lucian's Botschafter geworden war, dem König und der Königin das ganz ungehörige Benehmen des Friedensfürsten vorzuhalten und ihnen zu sagen: wenn man in diesem System noch länger fortfahre, werde das mit einem Donnerschlage endigen*).

---

*) Wir theilen hier den für die richtige Würdigung der damaligen Verhältnisse Spaniens und Frankreichs sehr wichtigen Brief mit.

An den Bürger St. Cyr, Botschafter in Madrid.

10. Frimaire des Jahres X (1. Decbr. 1801.)

„Bürger, Botschafter!

„Das Benehmen des Madrider Kabinets kann ich gar nicht mehr begreifen. Ich beauftrage Sie ausdrücklich, alle Schritte zu thun, um diesem Kabinet die Augen zu öffnen, damit es einen regelmäßigen und geziemenden Weg einschlägt. Der Gegenstand scheint mir so wichtig, daß ich Ihnen selbst schreibe.

„Es herrschte die innigste Eintracht zwischen Frankreich und Spanien, als Se. Majestät es für angemessen erachtete, den Vertrag von Badajoz zu ratificiren.

Der spanische Gesandte, welcher dem Kongreß von Amiens beiwohnen sollte, Campo Arlange, war in Italien

---

„Der Herr Friedensfürst übermachte darauf unserm Botschafter eine Note, von der ich Ihnen eine Abschrift mitschicken lasse. Sie war zu voll von groben Beleidigungen, als daß ich sie beachten durfte. Einige Tage später übergab er dem französischen Botschafter in Madrid eine andere Note, in welcher er erklärte, Se. katholische Majestät werde einen besondern Frieden mit England schließen. Auch von dieser Note soll man Ihnen eine Abschrift schicken. Jetzt sah ich ein, wie wenig man rechnen dürfe auf die Bemühungen einer Macht, deren Minister sich so rücksichtslos ausdrückt und sich so regellos benimmt. Da ich den Willen des Königs vollkommen kannte, hätte ich ihm unmittelbar das schlechte Benehmen seines Ministers angezeigt, wenn nicht die Krankheit Sr. Majestät dazwischen gekommen wäre. Ich habe dem spanischen Hofe mehrmals gesagt, daß seine Weigerung, die Konvention von Madrid zu vollziehen, d. h. den vierten Theil der portugiesischen Provinzen zu besetzen, den Verlust Trinidads zur Folge haben würde, aber er hat es ganz unberücksichtigt gelassen.

„Bei den Unterhandlungen in London hat Frankreich die Interessen Spaniens geltend gemacht wie seine eigenen, aber Se. britische Majestät wollte durchaus nicht von Trinidad abstehen und ich vermochte um so weniger etwas dagegen auszurichten, als Spanien in einer officiellen Note Frankreich mit einer besondern Unterhandlung drohte. Wir konnten nicht mehr auf seine Unterstützung zur Fortsetzung des Krieges rechnen.

„Der Kongreß zu Amiens ist versammelt und der definitive Friede wird bald unterzeichnet werden; dennoch hat Se. Majestät die Präliminarien noch nicht veröffentlichen lassen, noch nicht gesagt, in welcher Weise sie mit England unterhandeln wolle. Es ist indeß für ihr Ansehn in Europa, für die Interessen ihrer Krone wesentlich nothwendig, sich schnell zu entscheiden, denn sonst wird der definitive Friede ohne ihre Theilnahme unterzeichnet.

„Man hat mir gesagt, daß man in Madrid die Abtretung Louisiana's zurücknehmen wolle; Frankreich ist keinem Vertrage untreu geworden und wird es auch nicht dulden, daß irgend eine Macht

frank. Spanien entschloß sich endlich, Azara, den Botschafter in Paris, auf den Kongreß zu schicken. Nachdem diese Schwierigkeit mit den Spaniern gehoben, war eine andere mit den Holländern zu beseitigen. Der holländische Bevollmächtigte, Schimmelpenninck, wollte die Grundlage der Präliminarien, die Abtretung der Insel Ceylon, nicht gelten lassen, ehe er wisse, was Holland zu erwarten habe in Bezug auf seine an England übergegangene Flotte, auf die Schadloshaltungen, die man für den abgesetzten Statthalter verlange, und in Betreff einiger Grenzfragen aus Frankreich. Joseph Bonaparte hatte Befehl, Schimmelpenninck zu eröffnen, daß er nur unter der Bedingung auf dem Kongreß zugelassen werde, daß er zuvor die Londoner Präliminarien als Grundlage der Unterhandlung anerkenne. Da Lord Cornwallis sich mit dieser Form begnügte, war der Kongreß konstituirt.

Die Engländer wünschten indeß auch Portugal einzuführen, unter dem Vorwande, daß es ein Bundesgenosse Englands sei. Der geheime Beweggrund war der Wunsch, dem Lissaboner Hof den Erlaß der 20 Millionen Kontribu-

---

seine Verpflichtungen gegen uns unerfüllt läßt. Der König von Toskana ist auf seinem Throne und im Besitz seiner Staaten und Se. katholische Majestät weiß zu gut, welche Treue sie Ihrem Worte schuldig ist, um die Uebergabe Louisiana's länger zu verweigern.

„Ich wünsche, daß Sie Ihren Majestäten meine äußerste Unzufriedenheit über das ungerechte und inkonsequente Benehmen des Friedensfürsten bekannt machen.

„Im letzten Monat hat dieser Minister weder beleidigende Noten, noch gewagte Schritte gespart und Alles gegen Frankreich gethan, was er irgend konnte. Sagen Sie es dem König und dem Friedensfürsten dreist heraus: wenn man in diesem System noch länger fortfährt, so wird das mit einem Donnerschlag endigen.“

tion auszuwirken, die ihm durch eine Bedingung des Madrider Vertrages auferlegt waren. Der Erste Konsul lehnte es ab mit der Erklärung, daß der Friede zwischen Frankreich und Portugal schon abgeschlossen und nicht erst abzuschließen sei. Nach Beseitigung dieses Anspruchs machte sich der Kongreß ans Werk und man war über die Grundlagen bald einig.

Um unabsehbare Schwierigkeiten zu vermeiden kam man überein, jedes über die Präliminarien hinausgehende Verlangen zurückzuweisen: nichts mehr und nichts weniger als die Londoner Artikel, das war der gegenseitig zugegebene Grundsatz. Die Engländer hatten nämlich die Abtretung der Insel Tabago von Frankreich wieder zur Sprache gebracht und der Erste Konsul eine Gebietsvergrößerung in der Gegend von Neufoundland verlangt, um die französischen Fischereien zu verbessern. Diese Ansinnen waren beiderseitig zurückgewiesen und um dem ein Ende zu machen, hatte man sich vereinigt, nichts zu verlangen, was über die Zugeständnisse in dem Präliminarienvertrage hinausgehe. Sonst hätte man den Frieden selbst wieder in Frage gestellt durch das Wiederhervorziehen der glücklich gelösten Schwierigkeiten. Nach Annahme dieses Grundsatzes blieb nur noch die genauere Fassung der Londoner Bestimmungen übrig.

Zwei wichtige Punkte waren zu erledigen, die Bezahlung der Kosten für die Gefangenen und die auf der Insel Malta einzuführende Regierung.

England hatte weit mehr französische Gefangene zu unterhalten gehabt, als Frankreich englische, und verlangte Vergütigung des Unterschieds. Frankreich entgegnete, es sei ein allgemein anerkannter Grundsatz, daß jede Nation die Gefangenen, die sie gemacht habe, auch unterhalte; wolle man

den entgegengesetzten Grundsatz aufstellen, so habe Frankreich eine Vergütung für die Russen, Baiern und die übrigen Soldaten zu beanspruchen, die in englischem Solde gestanden und die Frankreich gefangen genommen und verpflegt habe; die von England besoldeten Kämpfer gehörten mit zu den Gefangenen, zu deren Verpflegung es verpflichtet sei. Uebrigens, setzte der französische Bevollmächtigte hinzu, sei dies eine reine Geldfrage, welche von Liquidationskommissarien erledigt werden könne.

Ernster war die Frage in Betreff Malta's, denn in diesem Punkte mißtrauten Engländer und Franzosen einander. Sie schienen die Zukunft zu gewahren und fürchteten, die Insel möchte eines Tages wieder in die Gewalt der einen oder der andern Macht gerathen. Ein eigenthümlicher Instinkt bewog den Ersten Konsul, vorzuschlagen, man solle die Kriegsanstalten auf Malta gänzlich zerstören, nur eine offene Stadt bestehen lassen und in derselben ein großes neutrales, allen Nationen gemeinschaftliches Lazaret einrichten, den Orden aber in einen Hospitaliterorden ohne kriegerische Macht verwandeln.

Dieser Vorschlag beruhigte die Engländer nicht. Der Fels, sagten sie, sei so stark, daß er selbst entblößt von den Befestigungen, welche die Ritter aufgehäuft, ein noch sehr gefährlicher Punkt sein würde. Sie führten auch den Widerwillen der maltesischen Bevölkerung gegen jede Zerstörung ihrer schönen Festungswerke an und schlugen vor, den Orden auf einer neuen und festeren Grundlage herzustellen. Sie wollten in demselben eine französische Zunge fortbestehen lassen, wofern man in demselben auch eine englische und eine maltesische Zunge, die letztere für die Bevölkerung der Insel, um ihr Antheil zu geben an ihrer Regierung, einrichtete;

dies neue Institut wünschten sie dann unter die Bürgschaft einer Großmacht, z. B. Rußlands, gestellt zu sehn. Mit der ihnen ergebenen englischen und maltesischen Zunge hofften die Engländer einen Haltpunkt auf der Insel zu haben und die Rückkehr der Franzosen zu verhindern.

Der Erste Konsul drang auf die Zerstörung der Festungswerke und sagte, der Orden sei gegenwärtig sehr schwer wiederherzustellen; schon habe sich Baiern der Besitzungen desselben in Deutschland bemächtigt; seit Einführung der russischen Beschützerschaft auf Malta gedenke Spanien dasselbe zu thun und die auf seinem Gebiete gelegenen Güter einzuziehen und die Aufnahme protestantischer Ritter würde dieser Macht einen entscheidenden Beweggrund geben; der Papst sei so schon sehr eingenommen gegen Alles, was man in Betreff des Ordens thue und würde um keinen Preis einwilligen in die neuen Anordnungen; Frankreich endlich könne keine französische Zunge stellen, da seine gegenwärtig bestehenden Gesetze in keiner Weise mehr die Herstellung eines Adelsinstituts gestatteten. Er wollte wol, wenn man darauf hielt, die Herstellung des Malteserordens auf den alten Grundlagen und mit Beibehaltung der bestehenden Befestigungen gestatten, aber ohne englische und französische Zunge und unter Bürgschaft des benachbartesten Hofes, des Hofes von Neapel. Die Bürgschaft Rußlands wies er zurück.

Von Anordnungen auf dem Festlande war keine Rede gewesen, denn der Erste Konsul hatte es der französischen Gesandtschaft ausdrücklich verboten. Da jedoch der König von England sich lebhaft interessirte für das Haus Oranien, welches die Statthalterschaft verloren, wollte es der Erste Konsul gern übernehmen, demselben eine Gebietsentschädigung in Deutschland zu verschaffen, sobald die große Frage

der deutschen Entschädigungen verhandelt würde. Dafür verlangte er die Zurückgabe der von den Engländern genommenen batavischen Flotte, entweder der Schiffe selbst oder einer entsprechenden Geldsumme.

Im Grunde war in alle dem nichts Unbedingtes, nichts Unvereinbarliches; denn die Gefangenenfrage war eine Geldsache, die sich jeder Zeit durch zwei Liquidatoren ordnen ließ. Schwieriger war die Frage in Betreff Malta's, denn sie war eine Angelegenheit gegenseitigen Mißtrauens. Man mußte — und es war möglich — man mußte ein System ausfindig machen, welches alle Welt gegen den Fall einer plötzlichen Besetzung von Seiten einer der beiden großen Seemächte sicher stellte. Die Angelegenheit in Betreff des Statthalters konnte nicht leichter sein, da man über sie einig war.

Der Erste Konsul wünschte so schnell als möglich zu einem Abschluß zu kommen und den Vertrag bei seiner Rückkehr aus Lyon fertig vorzufinden, da es sein Vorsatz war, diese Vervollständigung des allgemeinen Friedens nebst dem Konkordat und den Finanzgesetzen dem erneuerten gesetzgebenden Körper vorzulegen. Er gab daher seinem Bruder Joseph Befehl, die noch zu lösenden Einzelnschwierigkeiten zu beseitigen und die Unterzeichnung lebhaft zu betreiben.

Am 8. Januar reiste der Erste Konsul nach Lyon ab, begleitet von seiner Frau und einem Theile seines Militärhofhalts. Talleyrand war schon vor ihm hingegangen, um Alles so zu ordnen, daß er bei seiner Ankunft nur noch Resultate zu genehmigen hätte. Der Winter war streng, aber nichts destoweniger befanden sich bereits alle italienischen Deputirten beisammen und waren voll Ungeduld, das eigentliche Ziel ihrer Reise, den General Bonaparte noch nicht erscheinen zu sehen.

Der Augenblick war gekommen, durch eine zweite Konstituirung der cisalpinischen Republik die Angelegenheiten Italiens zu regeln. Talleyrand war sehr gegen diese Schöpfung und wies auf die Schwierigkeit hin, die Angelegenheiten in einer Republik in Gang zu bringen; er berief sich auf die batavische, helvetische, ligurische, römische und parthenopäische Republik und auf die Schwierigkeiten, die man mit ihnen gehabt und noch hatte. Man habe schon genug, meinte er, an diesen Töchterrepubliken der französischen und solle nicht noch eine schaffen. Er schlug ein Fürstenthum oder eine Monarchie vor wie die etrurische, die man einem mit Frankreich befreundeten und von ihm abhängigen Fürsten geben könne. Er wäre nicht abgeneigt gewesen, diesen Staat einem Fürsten aus dem Hause Oesterreich, z. B. dem Großherzog von Toskana, zu bewilligen, den man in Deutschland entschädigen sollte, wofern man es nicht in Italien that. Diese Oesterreich unendlich angenehme Kombination hätte es kräftig an den Frieden gekettet und gleich sehr auch die deutschen Mächte befriedigt, welche durch dies Mittel einen Theilhaber weniger mit den Ländereien der geistlichen Fürsten zu entschädigen gehabt hätten. Besonders gefallen hätte sie auch dem Papst, welcher hoffte, daß man ihm die Legationen zurückgeben würde, wenn man nicht gebunden wäre durch die der cisalpinischen Republik gegebenen Versprechungen. Kurz, diese Kombination hatte den Beifall von ganz Europa, denn sie unterdrückte eine Republik, ließ ein Gebiet mehr zu vertheilen übrig und stellte einen Staat weniger unter die unmittelbare Herrschaft der französischen Republik.

Sicher war es ein gewichtiger Beweggrund, Europa unsere Größe minder drückend zu machen und so dem Frieden mehr Aussicht auf Dauer zu verschaffen. Wenn Frankreich

einmal den Rhein und die Alpen zur Grenze hatte, wenn die Schweiz, Holland, Spanien und Italien unter seinem unmittelbaren Einfluß standen, wenn es mit allgemeiner, obschon stillschweigender Zustimmung aller Mächte Piemont unmittelbar besaß, kurz, wenn es einmal diese Stufe der Größe erstiegen hatte, dann war von diesem Tage an die gemäßigste Politik die beste und die verständigste. In dieser Beziehung hatte Talleyrand Recht. Allein nach alle dem, was man gethan, fand man sich durchaus genöthigt, Italien zu konstituiren und weil man es Oesterreich einmal entrissen, mußte man auch darauf denken, es dieser Macht unwiderruflich zu entreißen, ein Ergebniß, welches man auf keine andere Weise erlangen konnte, als indem man es auf eine kräftige und unabhängige Weise konstituirte. Man verletzte dadurch nur Oesterreich allein und eine der hundert Schlachten, die später geliefert wurden, um auf dem ganzen Festlande französische Königreiche zu schaffen, hätte genügt, Europa den Zustand der Dinge definitiv dulden zu lassen, welchen man in Italien zu schaffen gedachte.

Bei diesem System mußte man dem Besitze Piemonts entsagen; denn wenn auch die Italiener die Franzosen den Deutschen vorziehen, so lieben sie doch im Grunde weder die Einen, noch die Andern, weil Beide für sie Fremdlinge sind. Dies ist ein natürliches und berechtigtes Gefühl, welches man achten muß. Wenn die Franzosen Italien beschützten, ohne es zu besitzen, so gewannen sie seine Anhänglichkeit für immer und bereiteten sich nicht jenes schnelle Umschlagen der Neigung, von dem dies Land so vielfache Beispiele gegeben hat, seitdem es, hin und hergeworfen zwischen den Franzosen und Deutschen, immer nur die Gebieter gewechselt hat. Bei diesem Plane hätte man Etrurien nicht einem spanischen Prinzen

geben dürfen. Wenn man dann die Lombardei, Piemont, die Herzogthümer Parma und Modena, das Gebiet von Mantua, die Legationen und Toskana vereinigte, bildete man einen herrlichen Staat, der sich von den Seealpen bis zur Etsch, von der Schweiz bis zum Kirchenstaat erstreckte. Es war leicht, von demselben entweder in Toskana oder in der Romagna einen Gebietstheil abzutrennen, um den Papst zu entschädigen, dessen Ergebenheit nicht dauerhaft sein konnte, wenn man nicht früher oder später seiner Geldnoth abhalf. Diese verschiedenen Provinzen mußte man unter einer Föderativregierung vereinigen mit kräftiger, vollziehender Gewalt, welche schnell ihre Streitkräfte zusammenbringen und unsern Heeren Zeit geben konnte, zur Hülfe hinzueilen. Das Bündniß zwischen diesem Staate und Frankreich mußte in der That ein inniges sein, denn es konnte nur durch Frankreich fortbestehen und Frankreich mußte ebenfalls an seinem Bestehen ein großes und unveränderliches Interesse nehmen.

Ein italienischer Staat von 10 oder 12 Millionen Einwohnern, im Besitz der schönsten Grenzen, bespült von zwei Meeren, mit der gewissen Aussicht, sich beim ersten glücklichen Kriege um die venetianischen Staaten zu vergrößern und sich dann bis an die natürlichen Grenzen Italiens, die julischen Alpen, auszudehnen, im Stande, später durch ein bloßes Föderativband, welches jeder Regierung ihre Unabhängigkeit ließ, die neu konstituirte genuesische Republik, unter den zu seinem politischen und religiösen Bestehen nothwendigen Bedingungen auch den Papst und endlich selbst den neapolitanischen Staat zu umfassen, nachdem man ihn befreit von einem dummen und blutdürstigen Hofe; ein so konstituirter Staat war mit dem Zuwachs, den die Zukunft ihm bereitete, die Begründung der Wiedergeburt Italiens und gab

Europa einen dritten Bundesstaat, welcher, wenn er hinzukam zu den zwei bereits bestehenden, dem deutschen und dem schweizerischen, dem allgemeinen Gleichgewicht große Dienste leisten mußte.

Die Schwierigkeit, Italien zu regieren, konnte gelöst werden durch das Protektorat Frankreichs, das es während der ganzen Dauer einer Regierung unter seine Obhut nehmen und an der Hand führen sollte auf diesem ersten Wege der Unabhängigkeit und Freiheit.

Der Plan übrigens, welchen man gegenwärtig befolgte, schloß diese schöne Zukunft nicht aus, denn Piemont konnte eines Tages dem neuen italienischen Staate zurückgegeben werden und das Herzogthum Parma bei dem aller Wahrscheinlichkeit nach bald zu erwartenden Tode des gegenwärtigen Herzogs. Selbst Etrurien konnte ihm wiedergegeben werden, wenn es nothwendig war. Es war also leicht, diesen Plan künftig wieder aufzunehmen, und es hieß ihm eine erste und breite Grundlage geben, wenn man das cisalpinische Land als eine unabhängige Republik konstituirte. Ueberdies war es für den Augenblick vielleicht besser, den Plan einer Wiedergeburt Italiens nicht ganz einzugestehen, um nicht Europa dadurch aufzubringen. Aber diese schönen Provinzen, die man thatsächlich besaß, nach Talleyrand's Vorschlag zu zerstückeln, um eine kleine Monarchie mehr zu Gunsten eines österreichischen Prinzen zu bilden, das hieß Oesterreich Italien geben, denn dieser Fürst wäre, was man auch gethan, immer österreichisch geblieben, und das Volk selbst, dessen Hoffnungen man dann so unwürdig verrathen, würde gegen Frankreich einen gerechten Haß gefaßt und sich aus Groll und Verzweiflung wieder den Deutschen zugewandt haben.

Bonaparte, der sich seinen ersten und vielleicht seinen

schönsten Ruhm dadurch erworben, daß er Italien aus den Händen Oesterreichs befreit, konnte einen solchen Fehler nicht begehen. Er entschied sich für ein Mittelsystem, welches ein umfassendes System der italienischen Unabhängigkeit nicht verhinderte und sogar der Anfang desselben sein sollte.

Er gab also der cisalpinischen Republik die ganze Lombardei bis an die Etsch, die Legationen, das Herzogthum Modena, kurz Alles, was sie bei dem Frieden von Campo Formio erhalten. Das Herzogthum Parma blieb vorbehalten; Piemont gehörte einstweilen zu Frankreich. In dieser Weise konstituirt, zählte die cisalpinische Republik gegen 5 Millionen Einwohner, konnte leicht 70 bis 80 Millionen Staatseinnahmen aufbringen, ein Heer von 40,000 Mann unterhalten, welches nicht über die Hälfte der Einkünfte in Anspruch nahm und noch genügende Mittel übrig ließ, die Verwaltung angemessen zu besolden. Sie wurde nach vorn zu gedeckt durch die Alpen und die Etsch, hatte zur Linken das französisch gewordene Piemont, rechts das adriatische Meer, im Rücken das von Frankreich abhängige Toskana, war also rings von unserm Schutz umgeben. Großartige Befestigungswerke, welche Bonaparte mit einem richtigen Blick und einer Ortskenntniß angeordnet, wie sie Niemand in der Welt in demselben Maße besitzen konnte, sollten diese Republik den Oesterreichern unzugänglich machen und ihr stets die rechtzeitige Hülfe Frankreichs sichern. Die Etsch war befestigt von Rivoli bis Legnago, so daß sie nicht überschritten werden konnte, und die Umgegend des Gardasee's, namentlich die Stellung von Rocca d'Anfo genügend verschlossen, um die Etschlinie nicht umgehen zu lassen. Der Mincio bildete eine zweite, weiter zurückliegende Linie, und Peschiera und Mantua, die man beträchtlich vergrößert, gaben

dieser zweiten Brustwehr große Stärke, namentlich war Mantua in Beziehung auf die Vertheidigungsanstalten und die Gesundheit des Ortes verbessert, so daß die Festung durch sich selbst bestehen konnte, wenn auch die Etsch überwältigt wurde; andere Werke hatten den Zweck, jederzeit die Ankunft französischer Heere zu sichern. Dieselben konnten erstlich durch Wallis auf der Simplonstraße ins Mailändische, zweitens über Savoyen oder die Provence auf den Straßen über den Mont Cenis, den Mont Genevre und den Paß von Tenda in Piemont eindringen. Wir sahen, daß Arbeiten angeordnet waren, um diese vier Straßen baldigst für jeden Transport fahrbar zu machen. Man mußte hier feste Stützpunkte schaffen, große militärische Einrichtungen, entweder zur Aufnahme eines für den Augenblick zum Rückzuge genöthigten französischen Heeres, oder zum Durchgange für eben dieses Heer, wenn es wieder im Stande war, zum Angriff überzugehen. Hierzu waren zwei Festungen gewählt und der Gegenstand großer Ausgaben geworden: die eine am Ausgangspunkte der Simplonstraße, die andere an der Mündung der drei Straßen über den Mont Cenis, den Mont Genevre und den Paß von Tenda. Die erstere, die kleinere von beiden, sollte am äußersten Ende des Lago maggiore liegen. Dem Entwurfe nach konnte sie die Kranken, die Verwundeten, das Kriegsmaterial der auf dem Rückzuge begriffenen Truppen, wie auch die Flotille des See's aufnehmen und sich drei oder vier Wochen vertheidigen, bis ein Hülfsheer über den Simplon wieder vorzurücken vermochte. Die zweite und größere, bestimmt, Piemont im Zaume zu halten, alle Mittel der französischen Heere aufzunehmen, ihnen als Stützpunkt zu dienen und die Möglichkeit zu verschaffen, jeder Zeit in Italien einzudringen, diese zweite

Festung sollte eben so groß und stark wie Mainz, Metz oder Lille, in Alessandria selbst gebaut werden und im Stande sein, die längste Belagerung auszuhalten. Dieser dem Schlachtfelde von Marengo benachbarte Punkt war anerkannt als der allergünstigste für die großen Kriegskombinationen, deren Schauplatz Italien werden kann. Turin stand zu sehr unter dem Einfluß einer zahlreichen und in gewissen Fällen feindlich gesinnten Bevölkerung. Pavia lag jenseits des Po. Alessandria vereinigte bei seiner Lage zwischen dem Po und dem Tanaro am wahren Ausgangspunkte aller Straßen, die größesten Vortheile und erhielt deswegen den Vorzug. Es wurden umfassende Arbeiten angeordnet, welche, als in Piemont unternommen, auf Kosten der französischen Staatskasse ausgeführt werden sollten, während man alle andern mit dem Gelde der cisalpinischen Republik bestritt, weil sie diese ganz ins Besondere betrafen.

Durch diese Anordnungen war Frankreich in den Stand gesetzt, der cisalpinischen Republik jederzeit zu Hülfe zu kommen, hatte so Ober- und Mittelitalien in seiner Gewalt und beherrschte auch Süditalien durch seinen Einfluß. Es konnte nach Rom und Neapel minder offenbare Befehle senden, die aber dort eben so Gehorsam fanden, wie in Turin oder Mailand.

Man mußte dieser cisalpinischen Republik eine Regierung geben. Den Anfang hatte man damit gemacht, ihr eine vorläufige Obrigkeit zu bilden, bestehend aus einem vollziehenden Ausschuß von drei Mitgliedern, Somma Riva, Visconti und Ruga und einer Consulta, einer Art gesetzgebender Versammlung, die aber nicht sehr zahlreich und aus verständigen und ergebenen Leuten gebildet war. Allein ein

solcher Zustand der Dinge konnte nicht lange beibehalten werden.

Der Erste Konsul hatte bei sich den Gesandten der cisalpinischen Republik in Paris, Marescalchi, und außerdem Aldini, Serbelloni und Melzi, die in Angelegenheiten Italiens nach Frankreich geschickt waren. Es waren die angesehensten Personen des Landes. Er zog sie zu Rathe über die der neuen Republik zu gebende Organisation und entwarf in Uebereinstimmung mit ihnen eine Verfassung, welche der französischen und zugleich den alten italienischen Verfassungen nachgebildet war.

Statt der Notabilitätslisten Sieyes', welche in Frankreich in Verruf zu kommen anfingen, beschlossen der Erste Konsul und seine Mitarbeiter drei beständige und ihre Befugniß auf Lebenszeit der Mitglieder behaltende Wahlcollegien, welche sich selbst ergänzten, wenn der Tod eine Lücke erzeugte. Das erste sollte aus 300 großen Grundbesitzern, das zweite aus 200 angesehenen Kaufleuten, das dritte aus 200 Mitgliedern, den ausgezeichnetsten Schriftstellern, Gelehrten und Geistlichen Italiens bestehen. Diese drei Collegien wählten aus sich selbst eine Kommission von 21 Mitgliedern, genannt Censurkommission, welche alle Staatskörper zu wählen und die Wählerrolle durchzuführen hatte, die in Frankreich dem Senat übertragen war.

Diese Wahlobrigkeit sollte dann unter dem Titel Staatsconsulta einen Senat von 8 Mitgliedern wählen, beauftragt, gleich dem französischen Senat, über die Verfassung zu wachen, über außerordentliche Umstände zu berathen, die Verhaftung gefährlicher Personen zu befehlen, die Departements, die es verdienten, außer der Verfassung zu erklären, über Beschlüsse zu berathen und den Präsidenten zu ernennen. Eins dieser

8 Mitglieder war zugleich von Rechtswegen Minister der auswärtigen Angelegenheiten.

Es sollte ferner einen Staatsrath geben, unter dem Titel Gesetzgebungsrath, bestehend aus 10 Mitgliedern, welcher die Gesetze und Verordnungen abzufassen und vor dem gesetzgebenden Körper zu vertheidigen hatte, endlich einen gesetzgebenden Körper von 75 Mitgliedern, welcher aus seinen Mitgliedern 15 Sprecher wählte, beauftragt, vor ihm die Gesetze zu erörtern, über welche er dann abzustimmen hatte.

An der Spitze der Republik endlich sollten ein Präsident und ein Vicepräsident stehen, Beide auf zehn Jahre und wie wir gesehen, von der Staatsconsulta oder dem Senat ernannt, während alle andern Autoritäten nur durch Wahl der Censurkommission gebildet werden konnten.

Diesen Staatsbeamten jeden Ranges waren beträchtliche Gehalte bestimmt.

Man sieht, es war die französische Verfassung mit Verbesserungen, welche eine Kritik des Sieyes'schen Werkes bildeten. An Stelle der Notabilitätslisten waren drei lebenslängliche Wahlcollegien getreten. Der Senat, oder die Staatsconsulta traf nicht mehr die Wahlen und ernannte nur das Oberhaupt der vollziehenden Gewalt, aber er berieth über die Verträge, welche dadurch der tumultuarischen Prüfung durch Versammlungen entzogen waren. Das Tribunat war verschmolzen mit dem gesetzgebenden Körper und statt dreier Konsuln gab es einen Präsidenten.

Als der Erste Konsul sich über diesen Entwurf mit Marescalchi, Aldini, Melzi und Serbelloni geeinigt hatte, mußte man sich mit dem Personal dieser Regierung beschäftigen. Die Wahlen waren um so wichtiger, da die Dauer der Hauptkörper größer war und deshalb auch das Gute oder

Schlechte, welches aus ihrer Zusammensetzung hervorging, länger dauern mußte. Italien war gleich Frankreich zerfallen in verschiedene, schwer zu versöhnende Parteien. Auf dem äußersten Ende der einen Seite standen die Anhänger der Vergangenheit, der österreichischen Regierung ergeben, auf der andern die übertriebenen Patrioten, wie überall zu den größten Ausschweifungen bereit, obschon sie hier niemals Blut vergossen, weil sie stets durch das französische Heer im Zaume gehalten waren. Zwischen beiden endlich standen die gemäßigten Liberalen, welche die Last der Regierung und der Unpopularität zu tragen hatten, die an ihr haftet, zumal in Kriegszeiten, wo man dem Lande manche drückende Last auferlegen muß. Mit diesen verschiedenen Parteien konnten die Wahlen eben so wenig als in Frankreich zufriedenstellende Resultate geben. Um die Wahlen zu ersetzen, entschloß sich der Erste Konsul zu einem Verfahren, welches ihm nicht die Herrschsucht, sondern sein richtiger Sinn eingab, dazu nämlich, das Regierungspersonal gleich der ganzen Einrichtung selbst zu wählen und hier zum ersten Male alle Ernennungen aus eigner Machtvollkommenheit vorzunehmen. Er ließ sich dabei nur vom Wunsche des Guten leiten, jedenfalls aber hatte er unwidersprechlich das Recht, so zu verfahren; denn dieser neue Staat war lediglich durch eine Willensäußerung von ihm ins Leben gerufen und indem er ihn freiwillig schuf, hatte er wohl das Recht, seine Schöpfung seinen Gedanken gemäß zu gestalten und sein Gedanke war bei dieser Gelegenheit vollkommen rein und erhaben.

Unter allen diesen Ernennungen aber war die schwierigste die des Präsidenten. Das stets von Priestern oder Fremden regierte Italien hatte keine Staatsmänner erzeugen können und konnte nicht einen Namen aufweisen, vor wel-

chem die Andern eingewilligt hätten, in den Hintergrund zu treten. Der Erste Konsul gedachte also noch ferner sich den Präsidententitel übertragen zu lassen und einem aus den hervorstechendsten Männern Italiens ernannten Vicepräsidenten die Einzelnheiten der Geschäfte zu übertragen, sich selbst aber die obere Leitung derselben vorzubehalten. Es war dies für den Anfang der Republik das einzige angemessene Regierungssystem. Ihren eigenen Wahlen und einem italienischen Präsidenten überlassen, wäre sie bald wie ein Schiff ohne Kompaß ein Spiel aller Winde geworden. Wurde sie dagegen von Italienern verwaltet und aus der Ferne von einem Manne geleitet, der ihr Schöpfer war und noch lange Zeit ihr Beschützer bleiben sollte, so hatte sie bei diesem System große Aussicht, gleichzeitig unabhängig und gut regiert zu sein.

Zu alle dem mußte eine imponirende Feierlichkeit hinzukommen, mit welcher man dem neuen Staat seine Verfassung und seine ernannten Behörden gab. Dieser Akt der Inslebenrufung konnte nicht mit zu großem Glanze begangen werden. Er mußte zu Italien und gleichzeitig zu ganz Europa sprechen. Der Erste Konsul beschloß eine großartige Versammlung aller Italiener in Lyon, denn es war zu weit für sie, nach Paris zu kommen, und zu weit für ihn, nach Mailand zu gehen. Die Stadt Lyon, in der sich Italien schon früher zum Koncil versammelt, war durch ihre Lage auf der Alpenabdachung der dazu geeignetste Ort. Ueberdies war es dem Ersten Konsul wahrhaft darum zu thun, Franzosen und Italiener miteinander zu vermischen. Er glaubte dadurch selbst der Herstellung des Handels beider Länder förderlich zu sein, denn in Lyon wurden vormals die Erzeugnisse der Lombardei gegen die Erzeugnisse unserer östlichen Provinzen ausgetauscht.

Ein Theil dieser Ideen wurde von Talleyrand den Italienern mitgetheilt, die man in Paris hatte, Marescalchi, Aldini, Serbelloni und Melzi. Nur verschwieg man ihnen die Absicht, dem Ersten Konsul die Präsidentschaft zu übertragen. Man wollte sie erlangen durch einen Aufschwung der Begeisterung beim Zusammentritt der Consulta. Die Absichten des Ersten Konsuls waren zu übereinstimmend mit den wahren Interessen des italienischen Vaterlandes, um nicht gut aufgenommen zu werden. Diese Männer reisten ab und gingen mit dem Gesandten Frankreichs in Mailand, Petiet, einem verständigen und einflußreichen Manne, gemeinschaftlich an der Verwirklichung des Organisationsplanes arbeiten, den man in Paris festgestellt.

Der Verfassungsentwurf stieß auf keine Schwierigkeit, sondern wurde mit großer Zufriedenheit aufgenommen, denn man wünschte baldmöglichst aus dem ungewissen Zustande, in welchem man lebte, herauszukommen und ein sicheres Bestehen zu gewinnen. Der vollziehende Ausschuß und die Consulta, die mit der vorläufigen Regierung beauftragt waren, nahmen diesen Entwurf mit Bereitwilligkeit an, bis auf einige Aenderungen in Einzelnheiten, die nach Paris berichtet und genehmigt wurden. Allein man war sehr in Verlegenheit wegen der Inkraftsetzung der neuen Verfassung und der Wahl der Personen, welche dieselbe in Gang bringen sollten. Petiet theilte insgeheim einigen einflußreichen Personen die Idee mit, dem Ersten Konsul die Ernennung des ganzen Regierungspersonals, vom Präsidenten bis auf die drei Wahlcollegien zu übertragen. Kaum war diese Idee eines obersten Schiedsrichters, dessen Stellung so geeignet war, ihn keine der Italien spaltenden Leidenschaften theilen und ihn nur das Glück dieses Landes wollen zu lassen, kaum, sagen wir, war

diese Idee mitgetheilt, als sie auch augenblicklich gelang und die provisorische Regierung dem Ersten Konsul die Wahl aller Behörden übertrug.

Man schickte eine Botschaft an ihn, ihm die Annahme der Verfassung zu melden und den Wunsch des cisalpinischen Volkes auszusprechen, daß der oberste Beamte der französischen Republik selbst die Beamten der italienischen Republik ernennen möge.

Darauf beschränkte man sich und sagte kein Wort von der Präsidentur. Aber man mußte die Italiener bestimmen, nach Lyon zu kommen und dies gab Anlaß zu einer neuen Mittheilung an die Mitglieder der provisorischen Regierung. Man machte ihnen bemerklich, wie schwierig es sei, die cisalpinische Regierung von Paris aus zu constituiren und fern vom Ort und den Menschen 7 bis 800 Wahlen zu treffen, zugleich wie schwierig es für den Ersten Konsul sei, sich von Paris nach Mailand zu begeben; wie vortheilhaft dagegen es sein würde, den Weg zu theilen, die Italiener in Lyon zu versammeln und dorthin auch den Ersten Konsul reisen zu lassen, dort einen großen italienischen Landtag zu versammeln, auf welchem die neue Republik constituirt werden sollte mit einer Festlichkeit und einem Glanze, welche der Verpflichtung des Ersten Konsuls, die er bei der Bildung der Republik übernommen, sie aufrecht zu erhalten und zu vertheidigen, eine größere Feierlichkeit geben würden. Diese Idee hatte etwas Großartiges, was der Phantasie der Italiener gefallen mußte. Sie gelang wie Alles, was man vorgeschlagen, und wurde sofort angenommen. Schon war ein Entwurf vorbereitet und derselbe ward in ein Dekret der provisorischen Regierung verwandelt. Man wählte Deputationen aus der Geistlichkeit, dem Adel, den großen Grundbesitzern, den

Kaufleuten, Universitäten, Gerichten, Nationalgarden; 452 Personen wurden bezeichnet, darunter ehrwürdige, von Jahren gebeugte Prälaten, von denen einige sogar den Anstrengungen der Reise unterliegen sollten. Sie reisten im December ab und gingen bei einem der strengsten Winter, die man seit langer Zeit gehabt, über die Alpen. Alle wollten dieser Proklamation der Unabhängigkeit ihres Vaterlandes durch den Mund desselben Helden, der es befreit, mit beiwohnen. Die Straßen durch das Mailändische, die Schweiz und den Jura waren mit Wagen bedeckt. Der Erste Konsul, der an Alles dachte, hatte Befehl gegeben, um es diesen Vertretern der italienischen Nationalität, die ihn durch ihr Erscheinen erinnern sollten an seine ersten und schönsten Triumphe, sowol unterwegs, als in Lyon an nichts fehlen zu lassen. Der Präfekt des Rhonedepartements hatte großartige Anstalten getroffen, um sie zu empfangen, und große und schöne Säle zu den bevorstehenden Festlichkeiten eingerichtet. Ein Theil der Konsulargarde war nach Lyon geschickt. Das ägyptische, vormals italienische Heer, das erst jüngst ans Land gestiegen, war ebenfalls daselbst angekommen. Man beeilte sich, es prächtig zu bekleiden und auf eine dem französischen Klima angemessene Weise, welches diesen von der Sonne Aegyptens gebräunten und in wahre Afrikaner verwandelten Soldaten ganz ungewohnt vorkam. Die Jugend von Lyon hatte sich vereinigt und ein Kavalleriekorps gebildet, bewaffnet und gekleidet nach der Weise der alten Stadt Lyon. Talleyrand und Chaptal, der Minister des Innern, waren dem Ersten Konsul vorausgeeilt, um die Mitglieder der Consulta zu empfangen. Der General Murat und Petiet waren von Mailand, Marescalchi von Paris herbeigeeilt. Die Präfekten und Behörden von zwanzig Departements

schaarten sich in Lyon. Der Erste Konsul ließ auf sich warten wegen des Kongresses von Amiens, dessen Unterhandlungen seine Gegenwart in Paris einige Tage länger nothwendig gemacht hatten. Die italienischen Deputirten fingen an ungeduldig zu werden. Um sie zu beschäftigen, theilte man sie in fünf Sektionen nach den Provinzen des neuen Staates und legte ihnen den Verfassungsentwurf vor. Sie machten nützliche Bemerkungen, welche Talleyrad Vollmacht hatte anzuhören und anzunehmen, ohne jedoch die Grundprinzipien des Entwurfs zu ändern. Außer einigen einzelnen Bestimmungen, die man abänderte, erhielt die neue Verfassung die allgemeine Zustimmung. Auch schlug man den cisalpinischen Deputirten vor, um ihre Ungeduld zu beschwichtigen, sie möchten Candidatenlisten entwerfen, um den Ersten Konsul bei seinen zahlreichen Wahlen zu unterstützen. Diese Zusammenstellung von Namen füllte nützlich ihre Zeit aus.

Der Erste Konsul traf am 11. Januar 1801 in Lyon ein. Die Landleute lagen geschaart an den Straßen und erwarteten ihn Tag und Nacht. Man hatte sich versammelt um große Feuer und lief jedem Wagen, der von Paris kam, entgegen mit dem Ruf: Es lebe Bonaparte! Endlich erschien der Erste Konsul und reiste bis Lyon unter fortwährenden Ausbrüchen der Begeisterung. Er zog gegen Abend ein, begleitet von seiner Frau, seinen Adoptivkindern und seinen Adjudanten und wurde empfangen von den Ministern, den Civil- und Militärbehörden, einer italienischen Deputation, dem Generalstabe des ägyptischen Heeres und der zu Pferde gestiegenen lyonischen Jugend. Die ganze Stadt war erleuchtet und strahlte mittagshell. Man ließ ihn unter einem Triumphbogen durchfahren, über welchem sich ein edles Sinnbild des konsularischen Frankreichs befand: ein schlafender

Löwe. Er stieg im Stadthause ab, welches man auf angemessene Weise zu seiner Wohnung eingerichtet hatte.

Am folgenden Tage empfing der Erste Konsul alle Departementsdeputationen und nach ihnen die italienische Consulta, von deren 452 Mitgliedern 450 wirklich zugegen waren, ein Beispiel seltener Pünktlichkeit, wenn man die Anzahl der Personen, die Jahreszeit und die Entfernung in Betracht zieht, und dazu war einer der Fehlenden der ehrwürdige Erzbischof von Mailand, welcher bei Talleyrand an einem Schlagfluß gestorben war. Die Italiener, mit denen der Erste Konsul ihre Sprache redete, waren entzückt, ihn wiederzusehen und in ihm einen Franzosen und zugleich Italiener zu finden. Man schritt in den folgenden Tagen zu den letzten Arbeiten der Consulta. Die vorgeschlagenen Aenderungen an der Verfassung waren vom Ersten Konsul genehmigt, die Verzeichnisse der Candidaten entworfen. Man beschloß einen Ausschuß von 30 Mitgliedern, gewählt aus der ganzen Consulta zu bilden, um mit dem Ersten Konsul die lange Reihe der zu treffenden Wahlen zu erörtern. Diese Arbeit nahm mehrere Tage in Anspruch, während welcher der Erste Konsul, wenn er die Italiener bei sich empfangen und sich mit ihnen besprochen hatte, zugleich die Angelegenheiten Frankreichs verhandelte, die Präfekten und Deputirten der Departements empfing, sie ihre Wünsche aussprechen hörte und den wahren Zustand der Republik mit eigenen Augen erkennen lernte. Der Enthusiasmus wuchs mit jedem Tage und inmitten dieser allgemeinen Begeisterung, welche Franzosen und Italiener einander mittheilten, wurde die Idee vorgebracht, den Ersten Konsul zum Präsidenten der cisalpinischen Republik zu ernennen. Marescalchi, Petiet, Murat und Talleyrand kamen täglich mit den Mitgliedern des Dreißi-

ger=Ausschusses zusammen und beriethen mit ihnen über die Wahl eines Präsidenten. Als man meinte, daß sie genug in Verlegenheit, genug in Zwiespalt über diese Wahl seien, welche in der That schwierig war, machte man sie aufmerksam auf eine Weise, aus ihrer Verlegenheit herauszukommen, nämlich: dem Italiener, welcher den Vorzug erhalten würde, nur die Eigenschaft eines Vicepräsidenten beizulegen und seine Unzureichenheit zu decken durch den Ruhm des Ersten Konsuls, indem man diesen zum Präsidenten ernenne. Diese so einfache Idee, welche für die cisalpinische Republik, für ihr Bestehen, für die gute Verwaltung ihrer Angelegenheiten noch nützlicher war, als für die Größe des Ersten Konsuls, wurde ausgezeichnet gefunden, unter der Bedingung jedoch, daß der Vicepräsident ein Italiener sei. Man bestimmte den Bürger Melzi, die Vicepräsidentur unter dem Ersten Konsul zu übernehmen. Nachdem Alles bestimmt war, brachte ein Mitglied der Dreißiger=Kommission es in Vorschlag. Sein Antrag wurde freudig angenommen und sogleich in einen Dekretentwurf verwandelt. Man verlor keine Zeit und schon am folgenden Tage, den 25. Januar wurde der Entwurf der versammelten Consulta vorgelegt. Sie nahm ihn mit Zuruf an und rief Napoleon Bonaparte zum Präsidenten der italienischen Republik aus. Es war dies das erste Mal, daß man diese beiden Namen, Napoleon und Bonaparte zusammen sah. Der General sollte mit dem Titel: Erster Konsul der französischen Republik den Titel Präsident der italienischen Republik verbinden. Eine Deputation wurde an ihn abgesandt, um ihm diesen Wunsch auszusprechen.

Während diese Berathung statt fand, hielt der General des italienischen und ägyptischen Heeres Musterung über seine alten Soldaten. Die Halbbrigaden der ägyptischen Heere,

welche man Zeit gehabt zusammen zu bringen, waren mit der Konsulargarde, mit zahlreichen Truppenabtheilungen und mit der Miliz der Stadt Lyon vereinigt. Der Winternebel zerstreute sich und bei hellem Sonnenschein und strenger Kälte ritt Bonaparte an der Fronte dieser alten Schaar vorüber, die ihn mit unglaublichem Jubel empfing. Die Soldaten von Aegypten und Italien waren entzückt, diesen Sohn ihrer Thaten so groß wieder zu finden, begrüßten ihn mit ihrem Zuruf und suchten ihn zu überzeugen, daß sie nicht aufgehört, seiner würdig zu sein, wenn sie gleich eine Zeit lang angeführt wurden von ihrer unwürdigen Generalen. Er ließ manchen alten Grenadier aus der Reihe treten, sprach mit ihnen von den Kämpfen, die sie mitgemacht, von den Wunden, die sie erhalten, erkannte sie und die Offiziere, die er bei mehr als einem Treffen gesehen, reichte ihnen die Hand und versetzte sie in eine Art von Rausch, dessen er sich selbst nicht erwehren konnte in Gegenwart dieser tapfern Leute, welche ihm durch ihre Hingebung geholfen, die Wunder hervorzubringen, deren er und ganz Frankreich mit ihm genoß. Dieser Auftritt fand statt auf dem in Ruinen liegenden Platze Bellecour und verwischte das Traurige desselben, wie der Ruhm das Unglück verwischt.

Als er nach dieser Musterung ins Stadthaus zurückkehrte, fand er die Deputation der Consulta, hörte ihren Wunsch an, erklärte, daß er auf denselben eingehn und am folgenden Tage auf diesen neuen Beweis des Vertrauens der italienischen Nation antworten wolle.

Am folgenden Tage, den 26. Januar, begab er sich in das für die allgemeinen Sitzungen der Consulta bestimmte Local, eine zu diesem Zweck eingerichtete und ausgeschmückte Kirche. Alles ging hier zu wie bei einer königlichen Sitzung

in Frankreich oder England. Der Erste Konsul saß, umgeben von seiner Familie, den französischen Ministern und vielen Präfekten auf einer Estrade. In italienischer Sprache, die er vortrefflich sprach, hielt er eine einfache und bündige Rede, in welcher er seine Annahme erklärte, seine Ansichten in Betreff des Gedeihens der Regierung aussprach und zugleich die hauptsächlichsten Wahlen mittheilte, die er nach dem Wunsch der Consulta getroffen. Als er geendet, ertönte der laute Ruf: Es lebe Bonaparte! Es lebe der Erste Konsul der französischen Republik! Es lebe der Präsident der italienischen Republik! Man las darauf die Verfassung und das Verzeichniß der Bürger jeden Ranges, welche dazu beitragen sollten, sie in Thätigkeit zu setzen. Ein lang anhaltender Zuruf sprach die Uebereinstimmung des Willens aus zwischen dem italienischen Volke und dem Helden, der es befreit. Diese Sitzung war feierlich und erhaben; sie begann auf eine würdige Weise das Bestehen der neuen Republik, die fortan italienische Republik heißen sollte. Diesmal, wie so oft, war dem General Bonaparte nur Eines zu wünschen: daß bei diesem Liebling des Glückes mit jenem Geiste, welcher schafft, auch der Geist des Erhaltens Hand in Hand gehen möchte.

Der Erste Konsul befand sich seit zwanzig Tagen in Lyon. Die Regierung Frankreichs erheischte seine Gegenwart in Paris und er hatte die letzten Befehle zu geben zur Unterzeichnung des definitiven Friedens, welcher auf dem Kongreß von Amiens unterhandelt wurde. Während dieser Zeit arbeiteten der Konsul Cambacéres und der Senat daran, ihm die unbedachten Opponenten aus dem Wege zu schaffen, die so heftig gegen ihn aufgetreten waren auf dem Punkte seiner Laufbahn, auf welchem er es am wenigsten verdiente. Er

sollte sich in Stand gesetzt finden, jene lange Reihe von Arbeiten wieder aufzunehmen, die das Glück und die Größe Frankreichs bewirkten. Es drängte ihn daher, nach Paris zurückzukehren, seine gewohnten Beschäftigungen aufzunehmen und dort zum Dank seiner Leistungen aller Wahrscheinlichkeit nach eine neue Würde zu erhalten, die gerechte Belohnung des edelsten und fruchtbringendsten Ehrgeizes, den es jemals gegeben.

Er reiste ab am 28. Januar und ließ die Italiener begeistert und hoffnungserfüllt, die Einwohner von Lyon entzückt, auf einige Tage den außerordtlichen Mann in ihren Mauern gehabt zu haben, welcher die Welt erfüllte mit seinem Namen und für ihre Stadt eine so deutliche Vorliebe bewies. Er hatte vom Kaiser Alexander eine Antwort auf einen Brief erhalten, in welchem er diesen Monarchen um einige Vortheile für den Handel der Stadt Lyon bat. Dieser Brief, welcher die beste Geneigtheit von Seiten Rußlands bewies, wurde seinem wesentlichen Inhalte nach veröffentlicht und erregte große Zufriedenheit. Bei seiner Abreise gab der Erste Konsul jedem der drei Maires der Stadt Lyon zum Andenken an diesen glorreichen Besuch eine Schärpe. Die Einwohner von Bordeaux hatten eine Deputation an ihn abgeschickt, mit der Bitte, er möge durch ihre Stadt kommen. Er versprach sie zu besuchen, sobald ihm der definitive Friede einige Muße gäbe. Er reiste über Saint Etienne und Nevers und traf am 31. Januar wieder in Paris ein.

Wir theilen hier noch einige Auszüge mit aus der Korrespondenz des Ersten Konsuls während seines Aufenthalts in Lyon.

An die Konsuln Cambacères und Lebrün.

Lyon, am 24. Nivose des Jahres X (14. Januar 1802).

Ich empfange, Bürger Konsuln, Ihren Brief vom 21. Es ist hier sehr kalt und ich bringe die Zeit von Mittag bis sechs Uhr damit zu, die Präfekten und Notabeln aus den benachbarten Departements zu empfangen. Sie wissen, daß man bei solchen Zusammenkünften lange sprechen muß.

Heute Abend giebt die Stadt Lyon Koncert und Ball. In einer Stunde will ich hin.

Die Arbeiten der Konsulta haben ihren Fortgang.

Die Truppen der Armee des Orients treffen zahlreich in Lyon ein und ich mache Anstalt, sie bekleiden zu lassen. Am 28. gedenke ich Musterung zu halten.

Ich bin fortwährend sehr zufrieden mit Allem, was ich sehe, sowol bei der Bevölkerung der Stadt Lyon, als überhaupt im Süden Frankreichs.

Die Unterhandlungen in Amiens scheinen mir vorzurücken.

Ich wünsche Ihnen Glück zu dem guten Fortgange, den Alles unter Ihrer Leitung nimmt.

Joseph schreibt mir von Amiens, Lord Cornwallis habe ihm gesagt, daß das britische Kabinet von St. Domingo Nachrichten erhalten, die für das französische Heer günstig lauten; im Heere Toussaint's soll sich Uneinigkeit gezeigt haben.

An Dieselben.

Lyon, 26. Nivose des Jahres X (16. Januar 1802).

Ich habe, Bürger Konsuln, Ihre Depeschen vom 22. und 23. Nivose erhalten... Die Einwohner von Lyon haben

uns ein ausgesuchtes Fest gegeben. Genaueres darüber, wie auch die gesungenen Lieder erhalten Sie beiliegend.

Mit meinen Operationen geht es sehr langsam, denn ich bringe meine ganze Zeit damit zu, die Deputationen der benachbarten Departements zu empfangen.

Es ist heute sehr schön, aber sehr kalt.

Das Gedeihen der Republik ist seit zwei Jahren schon zu merken. Die Bevölkerung Lyons ist in den Jahren VIII und XI um mehr als 20,000 Seelen gewachsen, und alle Manufakturisten von St. Etienne und Annonay, die ich gesehen, haben mir gesagt, daß ihre Fabriken in großer Thätigkeit seien.

Alle Köpfe scheinen mir voller Regsamkeit, nicht jener Regsamkeit, welche Reiche zerrüttet, sondern der, welche sie herstellt und ihr Gedeihen, ihren Reichthum herbeiführt.

In einigen Tagen werde ich über etwa sechs Halbbrigaden der orientalischen Armee Musterung halten.

An den Konsul Cambacères.

Lyon, 28. Nivose (18. Januar.)

Ich habe, Bürger Konsul, so eben die Deputation von Bordeaux empfangen. Sie hat mir eine Petition überbracht mit der Bitte, einige Zeit in ihrer Stadt zuzubringen, was ich versprochen zu thun, wenn ihr Verkehr mit den Antillen und Isle de France in voller Thätigkeit sein wird.

Ihr Brief vom 25. hat mich unterrichtet von den Berathungen des Senats. Ich ersuche Sie, ja darauf zu halten, daß man uns gerade von den zwanzig und den sechzig schlechten Mitgliedern in den verfassungsmäßigen Körperschaften befreit. Der Wille der Nation ist, daß man die

Regierung nicht hindere, das Gute zu thun und daß das Medusenhaupt nicht wieder erscheine, weder auf unsern Rednerbühnen, noch in unsern Versammlungen.

Das Benehmen Sieyes' bei dieser Gelegenheit beweist klar, daß er, nachdem er Theil genommen am Sturz aller Verfassungen seit 91, sich auch gegen die jetzige versuchen will. Es ist seltsam genug, daß er nicht einsieht, wie thöricht dies ist. Er sollte Unserer lieben Frau eine Kerze anzünden zum Dank dafür, daß er sich so glücklich und auf eine so unverhoffte Weise aus dieser Sache herausgezogen; aber je älter ich werde, desto mehr sehe ich ein, daß *Jeder sein Geschick erfüllen muß.*

Zur Abtragung des Chatelet's werden Sie, wie ich denke, alle nöthigen Maßregeln getroffen haben.

Wenn der Marineminister die Fregatten des Königs von Neapel braucht, kann er sie benutzen. Es wäre sogar gut, wenn er sie so bald als möglich nach Amerika abgehen ließe. Mit dem König von Neapel wird sich nachher Alles machen lassen.

Die Kälte hat heute beträchtlich nachgelassen.

General Jourdan, der heute aus Piemont angekommen ist, erstattet recht befriedigenden Bericht über diese Provinz.

Die Arbeiten der Konsulta rücken vor und alle ihre organischen Gesetze sind in der Abfassung begriffen.

Einen Theil des Vormittags habe ich mit den Präfekten Konferenz gehalten.

Ich empfehle Ihnen, mit dem Marineminister zu sprechen, damit Sie sich überzeugen, daß die Lebensmittel für St. Domingo wirklich abgegangen sind.

An die Konsuln Cambacères und Lebrun.

Lyon, 30. Nivose (20. Januar).

Ich wünschte wohl, Bürger Konsuln, daß der Minister der Staatskasse den Bürger Roger zur 16. Militärdivision sende, um die Kassenverwaltung des Zahlmeisters und der hauptsächlichsten Einnehmer der zu dieser Division gehörigen Departements zu untersuchen.

Ferner wünschte ich, daß der Minister der Staatskasse einen Mann wie den Bürger Roger nach Rennes schicke, um in der 13. Militärdivision dieselbe Operation vorzunehmen.

Lassen Sie auch die Staatsräthe Thibaudeau und Fourcroy, den Einen zu der 13., den Andern zur 16. Division abgehen, um sie zu revidiren, wie sie es schon bei ihrer früheren Sendung gethan haben. Ein Theil der Beschwerden kommt daher, daß der Kriegsminister den Officieren die Fourage und Wohnungsentschädigung für das erste Quartal des Jahres X nicht hat auszahlen lassen, daß die Einnehmer die Gelder lange liegen lassen und die Zahlmeister so spät als möglich zahlen. Die Zahlmeister und die Einnehmer sind die ärgste Plage des Staats...

An Dieselben.

Lyon, 30. Nivose (20. Januar).

Ich empfange, Bürger Konsuln, Ihren Brief vom 26. und 27. In Lyon wie in Paris ist das Wetter bedeutend milder geworden.

Ich habe gestern verschiedene Werkstätten in Augenschein genommen. Mich befriedigte der Gewerbfleiß und die strenge Sparsamkeit, die, wie ich zu bemerken glaubte, das Fabrikwesen in Lyon seinen Arbeiten gegenüber beobachtet.

Ich sollte heute meine Parade halten, habe sie aber auf den 5. Pluviose verschoben, da die Truppen des orientalischen Heeres noch nicht bekleidet waren; doch hoffe ich, daß sie es am 5. sein werden, was einen befriedigenden Anblick gewähren wird.

Mit großem Vergnügen habe ich die Verfügung gesehen, die Sie in Betreff des Chatelet erlassen haben. Sollte die Kälte strenge werden, so werden die 4000 Franks monatlich für die außerordentlichen Werkstätten, wie ich glaube, schwerlich genügen.

Es dürfte nöthig sein, daß Sie Befehl gäben, außer den 100,000 Franks, die der Minister des Innern monatlich den Wohlthätigkeitsausschüssen giebt, noch 25,000 Frks. ausnahmsweisen Zuschuß anzuweisen, zur Vertheilung von Holz, und wenn die Kälte wieder einträte, müßte man, wie im Jahre 1789, die Kirchen und andere große Gebäude heizen, um recht viele Leute zu erwärmen.

Ich gedenke noch im Lauf des December wieder in Paris zu sein. Ich ersuche Sie zuzusehen, ob es nicht geeignet wäre, die letzte Botschaft des Senats im Moniteur abzudrucken und zum Schluß in zwei Zeilen zu sagen, daß der Senat eine Kommission ernannt hat, und nachdem diese in der Sitzung vom ... ihren Bericht erstattet, beschlossen, gemäß dem Artikel 38 der Verfassung zur Erneuerung zu schreiten u. s. w.

Mehrere Mittheilungen, die mir zugekommen sind, lassen mich glauben, daß Caprara von Priestern verlangt, sie sollen Formeln oder Glaubensbekenntnisse unterzeichnen, welche ungefähr so lauten:

„Gern übrigens wollen wir hier ein feierliches Gelöbniß

kindlicher Achtung, vollkommener Unterwürfigkeit und Gehorsams ablegen gegen ...

Diese Mittheilungen sind mir unter Anderm aus Mastricht zugekommen; ich bitte Sie, darüber mit Portalis zu sprechen. Diese Formel scheint ziemlich unbegreiflich.

An Dieselben.

Lyon, 2. Pluviose des Jahres X (22. Januar 1802).

Ihr Schreiben vom 29. Nivose, Bürger Konsuln, habe ich erst heute drei Uhr Nachmittags erhalten. Das Thauwetter und die Ueberschwemmungen haben Ihren Kourier um einige Stunden aufgehalten. Der Fouragedienst im Departement der Rhone ist gänzlich zerrüttet; man muß 10,000 Franks von der Anweisung für den Pluviose zurückhalten, bis diese Verwaltung wieder in Ordnung ist.

Die Civilspitäler, denen für Militärkranke nur 14 Sous auf den Tag gewährt sind, beschweren sich, für das Jahr X noch nichts erhalten zu haben. Das von Valence verlangt sogar außer dem Betrag für das Jahr X auch den für den Fruktidor des Jahres IX.

Die Arbeit über die Organisation der piemontesischen Truppen, welche ich vor länger als vier Wochen unterzeichnet habe, ist noch nicht in Turin eingetroffen, was diese Truppen ungewiß macht. Ueberhaupt herrscht im Kriegsdepartement Lässigkeit und keine rege Thätigkeit; so meinen Alle, welche mit demselben zu thun haben.

Der Kriegsminister muß durchaus einen alten und gewiegten Kriegskommissar nach Turin schicken....

Die hauptsächlichen Bestimmungen der Konsulta sind

getroffen. Ich gedenke noch immer im Laufe der Decade in Paris zu sein.

Es wäre zu wünschen, daß der Senat ein Dutzend Präfekten ins Tribunat oder in den gesetzgebenden Körper erwählte. Der vom Montblanc würde unter ihnen sein.

Es wäre mein Wunsch, Sie ließen einige Artikel in die Journale einrücken, um die Betrügerei Fouillour's hervorzuheben und die fremden Neuigkeitskrämer lächerlich zu machen, welche abgeschmackte Gerüchte verbreiten, Gerüchte, die sämmtlich auf dem handschriftlichen Bulletin eines kleinen Gauners beruhten, der nicht soviel hatte, um ein Mittagsessen zu bezahlen und der sie hinters Licht geführt hat. Es ist gut, auf diesen Gegenstand mehrmals zurückzukommen.

An Dieselben.

Lyon, 5 Pluviose (25. Januar).

Ich erhalte, Bürger Konsuln, Ihren Brief vom 2. Pluviose. Heute hielt ich Parade auf dem Platze Bellecour. Der Tag war herrlich. Die Sonne schien wie im Floreal.

Die Konsulta hat einen Ausschuß von 30 Personen ernannt, welcher ihr einen Bericht abgestattet, des Inhalts, daß es in Betracht der innern und äußern Verhältnisse der cisalpinischen Republik nothwendig sei, mich die oberste Stelle in derselben bekleiden zu lassen, bis die Umstände gestatten und ich es für angemessen erachte, einen Nachfolger zu ernennen. Morgen gedenke ich mich in die versammelte Konsulta zu begeben. Man wird dort die Verfassung, die Ernennungen vorlesen, und dann ist Alles beendigt. Am Decadi bin ich wieder in Paris ...

An Dieselben.

Lyon, 6. Pluviose des Jahres X (16. Januar 1802).

Ich habe, Bürger Konsuln, Ihren Brief vom 3. Pluviose erhalten. Ich glaube es ist zweckmäßig den Belagerungszustand der Stadt Brest nicht früher aufzuheben, als bis der Friede von Amiens unterzeichnet ist.

Um zwei Uhr begab ich mich in den Sitzungssaal der außerordentlichen Konsulta; ich habe eine kleine Rede in italienischer Sprache gehalten, von der Sie anbei die französische Uebersetzung finden. Man las die Verfassung, das erste organische Gesetz und ein Gesetz in Betreff der Geistlichkeit. Die verschiedenen Ernennungen wurden bekannt gemacht.

Morgen werde ich Ihnen das Protokoll der ganzen Konsulta schicken, in dem sich auch die Verfassung befinden wird. Die zwei Minister, vier Staatsräthe, zwanzig Präfekten und verschiedene Generale und andere höhere Offiziere haben mich begleitet. Diese Sitzung hatte etwas Majestätisches und Einmüthiges, und ich hoffe, daß der Lyoner Kongreß Alles verwirklichen wird, was ich von ihm erwartete.

Wofern nicht falsche Gerüchte über den Lyoner Kongreß in Umlauf gesetzt werden, halte ich es für überflüssig, daß Sie etwas vor der Ankunft des Kouriers veröffentlichen, den ich morgen an Sie abfertigen werde. Nur in dem Fall, daß man es schon ausgesprengt hätte, daß die Konsulta mich zum Präsidenten ernannt hat, könnten Sie die beiliegenden beiden Aktenstücke drucken lassen, welche die wahre Wendung der Dinge darthun.

Den Tag werde ich morgen noch in Lyon zubringen, um Alles zu beendigen, in der Nacht aber abreisen. Decadi bin ich in Paris ...

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Thiers, Adolphe,

Geschichte des Konsulats und Kaiserreichs

Bd.: 10

Leipzig (1845)

Gall.rev. 933 uh-6/10
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10424607-6